

Von Kernei über Ungarn und Hessen nach Murrhardt

Von Katharina Fritz geb. Stöckl¹

Hg. von Juliane Schuhmann und Theresa Fritz

Der Ort Kernei und seine Landschaft, die Batschka²

Ich wurde am 29. August 1929 in Kernei geboren. Dieser Ort liegt in der Batschka. Diese gehört heute zu Serbien, aber der Ort hat in den letzten

100 Jahren immer wieder seine staatliche Zugehörigkeit gewechselt. Bis zum Ersten Weltkrieg war Kernei ein Teil der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie und gehörte zur ungarischen Reichshälfte. Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde die Batschka geteilt. Nur ein kleiner Teil im



Die heutige geografische Lage der Batschka.

¹ Die Fluchtgeschichte wurde bald nach 2000 niedergeschrieben in ein kariertes DIN-A5-Schulheft, außerdem – über weite Strecken inhaltlich identisch – einige Jahre später in ein kleines DIN-A6-Schulheft. Die Informationen aus anderen Zeitabschnitten wurden in Gesprächen 2009 mitgeteilt und aufgeschrieben. Weitere Ergänzungen erfolgten in zwei Phasen: Erstens anlässlich eines im Kurs von Theresa Fritz am Murrhardter Heinrich-von-Zügel-Gymnasium 2012 durchgeführten Projekts und zweitens durch weitere Notizen und mündliche Mitteilungen von Katharina Fritz 2013. Außerdem ergaben Lastenausgleichsunterlagen von 1953 weitere Einblicke in die Verhältnisse. Der Text wurde von Juliane Schuhmann geb. Fritz und Theresa Fritz, den Enkelinnen von Katharina Fritz, zusammengestellt, von Katharina Fritz mehrfach überprüft und von den Enkelinnen mit Bildern versehen.

² Vgl. Adam Ackermann (Hg.): Kernei in der Batschka (1765 bis 1945). Schicksal einer deutschen Gemeinde in Jugoslawien, Trostberg 1978; Michael Eichhorn: Kernei und die Kerneier. Erlebnisse und Schicksalsschläge einer deutschen Ortsgemeinschaft in der Batschka, Regensburg 1979; Johann Schmidt: Familienbuch Kernei in der Batschka. 2 Bde, Paderborn 1995 (= Schriftenreihe zur donauschwäbischen Herkunftsforschung 46 = Deutsche Ortssippenbücher 110).

Norden bei Bácsalmás (heute Partnerstadt von Backnang) blieb bei Ungarn, der größere Teil im Süden kam zum neu entstandenen Staat Jugoslawien. Als Ungarn im Zweiten Weltkrieg als Verbündeter des Deutschen Reiches 1941 an dessen Krieg gegen Jugoslawien teilnahm, wurde die ganze Batschka wieder ungarisch. Aber 1945 wurden die Grenzen von vor 1941 wieder hergestellt und der größte Teil der Batschka kam zu Jugoslawien zurück. Mit dem Zerfall Jugoslawiens in den 1990er-Jahren blieb die Batschka ein Teil dessen, was von Jugoslawien übrig war, also ein Teil Serbiens. Ungefähr deckungsgleich mit dem Begriff „Batschka“ ist der Begriff „Wojwodina“. Batschka und Wojwodina sind in etwa dasselbe. Die Batschka ist ein ganz flaches, sehr fruchtbares Land, das im Westen, Süden und Osten begrenzt wird durch die beiden großen Flüsse Donau und Theiß. Nach Norden hin gibt es keine solche natürliche Begrenzung der Batschka.

Kernei war der deutsche Name des Ortes. Auf Ungarisch hieß er KERNYÁJA oder KERÉNYI, auf Serbisch Krnjaja. Nach 1945 gaben ihm die Serben den Namen Kljajicevo. Während des Krieges versuchte der „Deutsche Kulturbund“, eine Organisation in der Batschka, die sich stark an den Nazis orientierte, dem Ort den Namen „Kornau“ zu geben, aber das setzte sich nie durch. Die Kreisstadt von Kernei war Sombor. Dort lebten zwar auch etliche Deutsche, aber auch viele Ungarn und Serben.

Kernei hatte ungefähr 5 000 Einwohner. Fast alle waren Deutsche. Die Deutschen in der Batschka waren ein Teil der Donauschwaben. Diese Donauschwaben waren zum größten Teil in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Kaiserin Maria Theresia und von deren Nachfolgern im damaligen Ungarn angesiedelt worden. Das Land war damals infolge der Türkenkriege weitgehend menschenleer, und die Kaiserin, die zugleich auch Königin von Ungarn war, suchte fleißige Bauern, um das von den Türken zurückeroberte Land wieder zu besiedeln. Maria Theresia schickte Werber nach Deutschland, und viele Menschen, die in ihrer alten Heimat in Schwaben, im Elsass und in der Pfalz nicht viel zu erhoffen hatten, zogen damals nach Ungarn und besiedelten das Land. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es ungefähr 600 000 Donauschwaben, die in der Batschka und in den angrenzenden Landschaften Syrmien, Baranya

und dem Banat lebten. Der Dialekt, den man in der Batschka sprach, war ein Gemisch aus Pfälzisch, Elsässisch und Schwäbisch.

Die Vorfahren

Unsere Vorfahren Stöckl waren im späten 18. Jahrhundert aus dem Elsass eingewandert. Sie stammten aus dem Fischerort Wanzenau bei Straßburg, wo man sie bis etwa 1650 zurückverfolgen kann. Das wussten wir aber gar nicht. Erst die Familienforscher lange nach dem Zweiten Weltkrieg haben das herausgefunden. Bei uns in der Familie erzählte man sich vor dem Krieg stattdessen eine Geschichte, dass unsere Vorfahren aus Köln stammen sollten. Wahrscheinlich hat man das aber mit Kehl verwechselt, das ja bei Straßburg liegt, und unsere Vorfahren waren zweifellos oft von der Wanzenau nach Kehl gekommen. Man erzählte sich außerdem, dass es drei Brüder gewesen sein sollen, die damals das Elsass verlassen haben, und sie sollen ausgewandert sein, weil sie nicht Soldaten werden wollten (wahrscheinlich wollten sie nicht in der Armee der französischen Könige dienen). Die drei Brüder hätten sich dann in der neuen Heimat aber aus den Augen verloren. Wahrscheinlich stammen alle Stöckl-Familien, von denen es in Kernei und in der näheren und weiteren Umgebung etliche gab, von diesen drei Brüdern ab.

Die deutsche Sprache und Kultur blieben unter den Donauschwaben immer erhalten. Es gab deutsche Schulen, die Pfarrer sprachen deutsch, die Gottesdienste waren deutsch usw. Viele Dörfer – so wie Kernei – hatten beinahe ausschließlich deutsche Einwohner. Es gab bei uns im Dorf einige wenige Serben und Ungarn, außerdem neben dem Dorf eine Art Ansiedlung von Zigeunern. Die Serben, Ungarn und Zigeuner sprachen mit uns deutsch.

In der Nähe unseres Dorfes war ein ursprünglich als Fischteich angelegter See. Im Winter konnte man dort Schlittschuh laufen und im Sommer baden. Meine Mutter erzählte mir, dass sie als Kind einmal ins Eis eingebrochen sei und dass die Feuerwehr sie mit Leitern habe retten müssen. Im Sommer ging man immer zum Baden an den See; am Ufer war Sand aufgeschüttet, auf den man sich nach dem Baden legen konnte. Es gab sogar ein Sprungbrett und

hinter dem Ufer war alles schön parkartig bepflanzt. Mein Vater und meine Schwester Lissi waren hervorragende Schwimmer und konnten blitzschnell vom einen zum anderen Ufer schwimmen. Der See war ungefähr so groß wie der Waldsee bei Fornsbach.

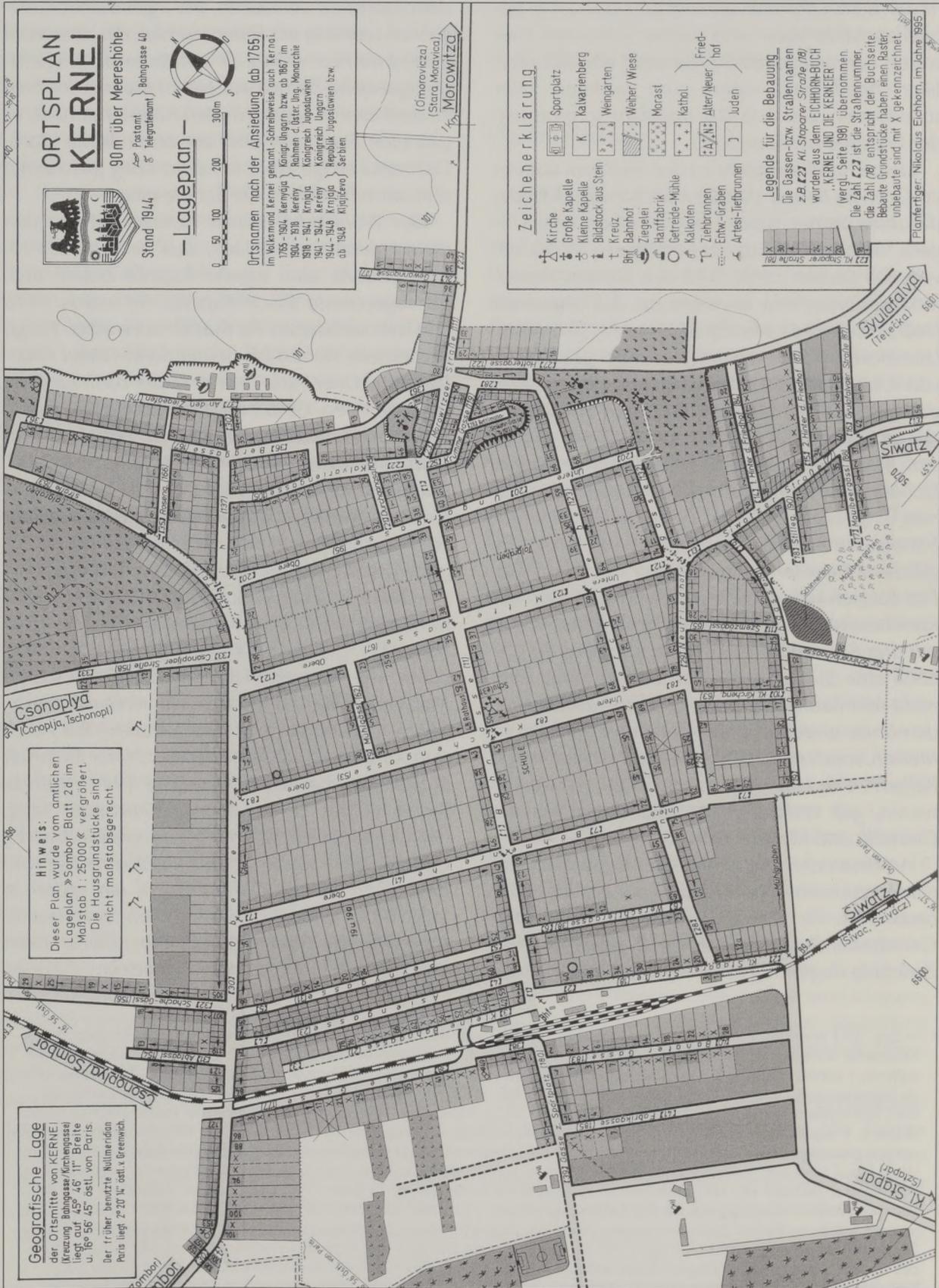
Meine Familie gehörte zu den reichsten Bauern im Ort. Wir hatten ständig Knechte und Mägde, darunter immer wieder auch Serben und Ungarn.³ Wir wohnten in der Mittelgasse Nr. 50, die von den Serben nach 1918 den Namen *Prestolona slednica Petra ulica* bekam. Auf ungarisch hieß sie seit 1941 *Horthy Miklos uza*, also Nikolaus-Horthy-Straße (Horthy war der Staatschef von Ungarn). Unsere Nachbarn in der Mittelgasse waren die Familien Sebastian Stöckl und der Eichhorn-Schroter, Schroter deshalb, weil er eine Mais-Schrotmühle besaß. Die ganze Familie Eichhorn wurde später im Lager von den Partisanen umgebracht. Neben unserem Haus in der Mittelgasse hatten wir noch einen Salasch, der etliche Kilometer außerhalb auf dem Feld lag. Der Salasch war ein Wirtschaftshof, auf dem ein Knechtsehepaar seit vielen Jahren lebte. Wenn wir draußen etwas zu tun hatten, gab es für uns auch eine Stube zum Übernachten (was aber nicht sehr häufig vorkam). Auf dem Salasch wurden unter anderem Kühe gehalten – nicht zum Melken, sondern hauptsächlich zur Aufzucht von Kälbern. Die konnte man, wenn sie erwachsen waren, gut verkaufen. Außerdem bauten wir Getreide und Mais (Kukuruz) an.

An einen der Ungarn, die bei uns arbeiteten, einen gewissen Topo Urban, erinnere ich mich besonders. Er betrieb auch einen kleinen Gemüsehandel. Ich weiß noch genau, wie er Zwiebeln ringförmig zusammenband, um sie auf

dem Markt zu verkaufen. Bei irgendeiner Gelegenheit wollte er ein Feuer machen, das aber nicht recht brennen wollte. Er schüttete dann leichtsinnigerweise Benzin aus einem Kanister ins Feuer, die Flamme sprang in den Kanister zurück, es gab eine Explosion und der arme Mann starb. Das muss einige Jahre vor dem Krieg geschehen sein, als ich noch in die Schule ging.

Der Wohlstand meiner Familie drückte sich nicht zuletzt dadurch aus, dass sie Ende des 19. Jahrhunderts eine eigene Kapelle bauen ließ, die sogenannte Stöckl-Kapelle. Sie wurde 1945 von den serbischen Partisanen verwüstet. Einige Ruineenteile stehen bis heute. Mein Onkel Nikolaus Stöckl, der Vater meiner später nach England gekommenen Cousinen Klari und Lissi Stöckl (dort: Stekl) und meiner Vettern Nikolaus und Matthias, war in den Dreißigerjahren bis 1937 Bürgermeister (oder „Richter“, wie das bei uns hieß). Als er sich dagegen wehrte, dass die Bauern in Kernei Pferde fürs jugoslawische Militär abgeben mussten, legte man ihm ein Pferdegeschirr vors Haus und fragte, ob er nicht wisse, was jetzt für Zeiten seien. Das war eine unverhüllte Drohung. Er legte daraufhin aus Protest und Resignation sein Amt als Richter nieder. Dann wurde Matthias Rill Richter, mit dem wir verwandt waren. Meine Großmutter war eine geborene Rill. Nach den kurzfristig amtierenden Richtern Heinrich Stelzer und Karl Gärtner wurde 1941 Andreas Jauch Richter. Er war beim „Kulturbund“ tätig, der Organisation, die mit Hitler sympathisierte, und alle seine Söhne meldeten sich freiwillig zum deutschen Militär. Bis auf einen, der später in Wien lebte, sind alle gefallen. Nach Jauch wurde Josef Greif bis 1944 neuer Richter, unterbrochen von einer Amtszeit von Wendelin Gärtner.

³ In den 1953 erstellten Lastenausgleichsunterlagen von Johann Stöckl (Privatbesitz) finden sich als lohnendes Inventar des Anwesens: 4 Pferde, 3 2-jährige Fohlen, 8 Kühe, 10 Jungvieh, 6 Zuchtschweine, 50 bis 60 Mastschweine, 10 Gänse und 50 Hühner, 1 leichter Wagen, 2 Ackerwagen, 2 Sähmasch[inen] u. viele andere landw[wirtschaftliche] Geräte. Dazu kam noch als Eigentum von Elisabeth Stöckl geb. Geisinger: 3 Pferde, 4 Kühe u. 5 Jungvieh. Das Gebäude in der Mittelgasse Nr. 50 wird beschrieben als: *Massiver Backsteinbau, Baujahr 1922, 360 qm mit Wirtsch[äfts-]Gebäude unter einem Dach. 5 Wohnräume u. 1 Abstellraum, Stallungen u. Geräteräume, Maisschode [= Schuppen] 28 qm Holzbau. Als Hauptprodukte des Hofes werden genannt: Getreide, Sonnenblumen, Hanf, Mais u. Hackfrucht sowie Futtersaaten für das Vieh. In der Rubrik Auf welchem Wege (Kauf, Erbschaft, Schenkung) ist der Betrieb erworben worden, von wem und ggf. zu welchem Kaufpreis? wird vermerkt: Ackerland u. Bauland von den Eltern geerbt. Haus u. Wirtschaftsgebäude im Jahre 1922 selbst gebaut. Außerdem wird das Jahreseinkommen des Betriebes für drei Jahre ausgewiesen: 1937: 190 000 Dinar, 1938 210 000 Dinar, 1939 225 000 Dinar. In einer handschriftlichen Notiz von Johann Stöckl wird das Haus näher beschrieben: Die Vorderfront des Gebäudes betrug 9 m und hatte im Erdgeschoss 9 Fenster. Das Gebäude war ein Steinbau und hatte Elektrizitätsanschluss. Die Gesamtfläche des Grundstücks betrug 2 340 qm, davon bebaute Fläche 755 qm. Das Gebäude war unterkellert 10 x 4 m. Es war ein Reihenhaus, geschlossene Bauweise, die Seitenfront betrug 82 m, die Geschosshöhe betrug 4 m. Die landwirtschaftliche Fläche wird angegeben mit 79 Joch (= ca. 45 ha 46 a) im Landguth Nr. 123 und 27 Joch (= ca. 15 ha 53 a) im Landguth Nr. 2, also zusammen etwas mehr als 61 ha. Dazu kamen ca. 3 ha Acker und 0,57 ha Weinbauflächen im Eigentum der 1945 ermordeten Elisabeth Geisinger geb. Rill, von denen ein Drittel Elisabeth Stöckl geb. Geisinger zugesprochen wurde.*



Ortsplan von Kernei im Jahr 1944. Deutlich sichtbar ist die Siedlungsstruktur des im 18. Jahrhundert mit sich rechtwinklig kreuzenden Straßen angelegten Kolonistendorfs.



Die Stöckl-Kapelle bei Kernei vor 1944.

1944 wollte überhaupt niemand mehr Richter werden und man musste Greif regelrecht dazu überreden, das Amt nochmals anzutreten. Greif betrieb eigentlich hauptberuflich eine kleine Sprudelfabrik. Er organisierte dann 1944 die Flucht vieler Kerneier und zog, kurz bevor die Russen kamen, mit einem Flüchtlingstreck weg. Ganz kurze Zeit wurde nach Greif noch ein Beer Richter. Der hat sich aus Verzweiflung 1944 beim Einmarsch der Russen aufgehängt, obwohl er meines Wissens nichts weiter angestellt oder verbrochen hatte.⁴

Ein Onkel meiner Mutter, also ein geborener Geisinger, hatte die große motorgetriebene Mühle in Kernei gebaut, die in der Nähe des Bahnhofs lag und wohl noch heute erhalten ist. Ich erinnere mich, dass man über eine Art Rohr, das aus der Mühle herausging, das Mehl direkt in die Eisenbahnwagen verladen konnte. Das war sehr modern. Daneben gab es noch eine ältere, kleinere Mühle. Der Müller Geisinger ist aber in

ziemlich jungem Alter und kinderlos gestorben. Um den Besitz der Mühle stritten sich die Erben. Der größte Teil ging an seine Witwe, aber auch die Geschwister bekamen einige kleine Anteile ab. Ich weiß noch, wie meine Großmutter – die war eine Schwester des Mühlenbauherrn – deshalb immer scherzhaft sagte, dass ihr an der großen Mühle auch ein Dachziegel gehörte.

Meine Eltern

Mein Vater Johann Stöckl (1899 bis 1970) sprach alle notwendigen Sprachen des Landes fließend, also deutsch, ungarisch und serbisch. Seine beiden älteren Brüder waren im Ersten Weltkrieg um den Militärdienst herumgekommen, weil mein Großvater sie bei Kriegsbeginn „freigekauft“ hatte. Das war wohl mit entsprechenden Beziehungen möglich. Weil mein Vater



Johann Stöckl als ungarischer Soldat ca. 1917/18.

⁴ Familienbuch Kernei (wie Anm. 2) Bd. 1, zu Beer S. 97, zu Greif S. 462; zu Nikolaus Stöckl Bd. 2, S. 531. Vgl. außerdem Ackermann (wie Anm. 2), S. 32: Nach ihm war Nikolaus Stöckl von 1933 bis 1937 Bürgermeister oder offiziell „Richter“, dann Matthias Rill, 1942 Josef Greif, im selben Jahr auch Wendelin Gärtner und 1944 nochmals Josef Greif. Beer wird nicht mehr genannt. Zur Flucht mit dem Treck: Jakob Amstadt: Treck 490. – In: Kerneier Heimatblätter 23, 1980, S. 23 bis 46.



Elisabeth Stöckl geb. Geisinger (1904 bis 1980), die Mutter der Autorin (Aufnahme um 1960).



Die drei Schwestern Lissi, Katharina und Nani Stöckl im Jahr 1930.

bei Kriegsbeginn 1914 erst 15 Jahre alt war und weil niemand damit rechnete, dass der Krieg lange dauern würde, kaufte man ihn nicht frei. Er wurde deshalb 1916 zur ungarischen Armee eingezogen und musste erst in Galizien und dann in Norditalien an der Piave kämpfen. Man hatte ihn ohne große Ausbildung an die Front geschickt. In Galizien war das nicht weiter schlimm, weil es dort kaum Kämpfe gab. Mein Vater erinnerte sich später vor allem an die vielen Juden in Galizien.

Dafür wurde es 1918 in Italien umso schlimmer. Mein Vater hatte nur ganz schreckliche Erinnerungen an den Krieg und war nie gerne Soldat gewesen. Immer wieder hat er davon erzählt, wie er ins italienische Artilleriefeuer geraten war und die Pferde davonliefen. Er meinte dann immer, dass nur die Menschen so dumm seien, in einer solchen Situation nicht davonzurennen, die Tiere seien klüger. Ein Leutnant, der offenbar selber auch kein Held war, sagte einmal zu meinem Großvater: „Bub, lauf nur davon, wenn es schießt und rette deine Haut!“

Nachdem die Batschka 1918/19 jugoslawisch geworden war, wurde mein Vater nochmals zum Militär eingezogen, diesmal zum jugoslawischen. Er musste seinen Militärdienst ganz im Süden, in Mazedonien ableisten, in Skopje, wo es fast nur Muslime gab. Die jugoslawischen Offiziere warn-

ten ihre Leute immer vor dem Umgang mit den Muslimen. Das könne ganz gefährlich werden und man hätte dann gleich die Blutrache am Hals.

Nach seiner Rückkehr vom Militär heiratete mein Vater meine Mutter Elisabeth geborene Geisinger (1904 bis 1980). Die beiden hatten vier Kinder, einen 1922 geborenen Sohn, der ganz früh als Säugling starb, und dann drei Mädchen, meine Schwestern Anna („Nani“, 1925 bis 1985), Elisabeth („Lissi“, 1927 bis 1989) und mich.

Im neuen jugoslawischen Staat lebte man im Großen und Ganzen nicht schlecht. Politik hat uns überhaupt nicht interessiert, uns Mädchen nicht, aber auch meinen Vater nicht. Er hatte in der jugoslawischen Zeit keine Probleme damit, ein jugoslawischer Staatsbürger zu sein. Verschiedene Verwandte hatten auch gute Beziehungen zu den tonangebenden serbischen Kreisen in Belgrad, so wie man bis 1918 gute Kontakte nach Budapest gehabt hatte. Ich erinnere mich allerdings daran, dass mein Vater uns verbot, das Haus zu verlassen, wenn vor 1941 Wahlkampf war. Da waren dann gelegentlich irgendwelche von auswärts kommende – vermutlich serbische – Fanatiker unterwegs, und es soll öfters vorgekommen sein, dass dann einmal ein Messer locker saß.

Der Einmarsch der Ungarn 1941

Jugoslawien war bis 1941 aus dem Zweiten Weltkrieg herausgehalten worden. Dann schloss es sich dem Bündnissystem an, das Hitler und Mussolini um Deutschland und Italien herum aufgebaut hatten und zu dem auch Ungarn und Rumänien gehörten. In Belgrad kam es aber sofort nach Abschluss dieses Bündnisvertrags zu einem Putsch, der vermutlich von England inszeniert worden war, d. h. das eben abgeschlossene Bündnis mit Deutschland trat nie in Kraft. Hitler und Mussolini waren erbost und erklärten Jugoslawien im April 1941 den Krieg. Gegen den gemeinsamen Angriff Deutschlands, Italiens, Ungarns, Rumäniens und Bulgariens brach die jugoslawische Verteidigung rasch zusammen. Ich erinnere mich aus diesen Tagen noch an die deutsche Rundfunkmeldung über den Luftangriff auf Belgrad.

Bei uns in der Batschka kam es eigentlich zu keinen Kämpfen. Wenige Tage nach Kriegsbeginn rückte ungarisches Militär ein und wir gehörten wieder zu Ungarn. Dass wir wieder zu Ungarn gehörten, war meinem Vater wohl nicht unrecht, aber insgesamt doch eher gleichgültig. Er war ja als Bürger Ungarns groß geworden. Zu den deutschen Organisationen wie dem „Kulturbund“ fühlte er sich nie hingezogen. Er war wohl am ehesten ein loyaler ungarischer Bürger. Meine Großmutter hatte aber beim ungarischen Einmarsch 1941 kein gutes Gefühl und meinte damals, dass uns diese Soldaten kein Glück bringen würden. Sie hat recht behalten.

Für uns hatte der Krieg vor allem den Verlust von Pferden bedeutet. Wir hatten ständig etwa zehn Pferde und oft auch fünf oder sechs Fohlen. Das jugoslawische Militär hatte uns 1941 die Pferde weggenommen. Nachdem der Krieg aber binnen weniger Tage vorbei war und wir wieder ungarisch geworden waren, hörte man schnell, dass die jugoslawischen Soldaten die Pferde gar nicht mehr weit weg gebracht hatten. Angeblich sollte ein Pferd von uns nur ein paar Dörfer weiter stehen. Mein Vater machte sich auf den Weg und fand die beschriebene Stelle. Man teilte ihm dort aber mit, dass es da kein Pferd gebe. Mitten im Gespräch wieherte im Stall das Pferd, das

meinen Vater an der Stimme erkannt hatte. Mein Vater verkündete daraufhin, dass er nicht mehr weggehen würde, bevor er sein Pferd zurück bekäme. Diese Hartnäckigkeit war auch von Erfolg gekrönt. Allerdings war das Pferd so heruntergekommen, dass es selber gar nicht mehr gehen konnte. Mein Vater ließ einen Anhänger kommen, auf den das Pferd verladen wurde. Dann ging es nach Hause, und es gelang uns, das Pferd wieder so aufzupäppeln, dass es gesund und einsatzfähig wurde.

Kriegsalltag 1941 bis 1944

Vom Krieg merkte man bei uns wenig. Es gab immer alles zu kaufen, und Lebensmittel jeder Art hatten wir sowieso im Überfluss. Die jungen Männer wurden allerdings zum ungarischen Militär eingezogen und kämpften als Verbündete der Deutschen hauptsächlich an der Ostfront gegen die Russen. Da das Deutsche Reich mit Ungarn einen entsprechenden Vertrag hatte, konnten die Donauschwaben ihren Wehrdienst auch bei deutschen Truppen ableisten, und zwar bei der Waffen-SS. Die Waffen-SS begann schon früh mit der Freiwilligenwerbung, und tatsächlich meldeten sich einige Leute freiwillig, so auch mein Vetter Matthias Stöckl,⁵ der später 1944 in Ungarn gefallen ist, und mein Vetter Sebastian Stelzer, der den Krieg überlebt hat. Beide waren überzeugt, dass der Krieg schnell vorbei sein und mit einem deutschen Sieg enden würde.

Als der Krieg sich für Deutschland ungünstig entwickelte, beließen es die Deutschen nicht mehr mit Freiwilligenwerbung. 1944 sollten alle Männer zur Waffen-SS zwangseingezogen werden. Auch meinen Vater wollten sie holen, obwohl er damals ja schon 45 Jahre alt war. Er versteckte sich aber immer, wenn die SS kam und ihn holen wollte. Einmal kletterte er sogar in einen Kamin und verbarg sich darin, als die SS im Haus war und nach ihm suchte. Er wollte nach seinen Erfahrungen im Ersten Weltkrieg um keinen Preis wieder Soldat werden, und in der SS erst recht nicht. Auch meinen Vettern Matthias und Sebastian hatte er heftig ins Gewissen geredet, als sie sich 1942 bei uns in der Familie verabschiedeten

⁵ Von ihm liegt bei seiner Schwester Elisabeth Stöckl (später: Stekl) in Wales sein Kriegstagebuch. Es liegt in Deutschland in Abschrift vor.



Katharina Fritz geb. Stöckl (links) mit einer Freundin in der traditionellen Tracht von Kernei (Aufnahme um 1940).

und hatte gemeint, wie man nur so dumm sein könne, freiwillig in den Krieg zu gehen.

Während des Krieges war in Kernei immer wieder Militär, teilweise ungarisches, teilweise auch deutsches, Wehrmacht und Waffen-SS. Es muss für diese Soldaten ein regelrechter Ferienaufenthalt gewesen sein, wie zur Erholung. Kurioserweise war auch ein späterer Murrhardter damals als SS-Mitglied in Kernei, der sog. Schmied-Wieland von der Shell-Tankstelle. Er war als Schirrmeister einer Waffen-SS-Einheit eine Zeitlang in Kernei und hat mir später davon berichtet. Wieland meinte, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte, wäre er in die Batschka ausgewandert, die einen ausgesprochen geordneten und wohlhabenden Eindruck auf ihn gemacht habe. Von der Honved, also der ungarischen Armee, hatten wir einmal Artillerie bei uns einquartiert. In unseren Ställen stand ein ungarisches Geschütz und seine Pferdebespannung.

Dass Krieg war, bekam man auch durch die „Kinderlandverschickung“ mit. Da wurden dann so etwa ab 1942 die Kinder aus luftkriegsgefähr-

deten Gebieten aufs Land geschickt. Auch bei uns in Kernei kamen solche Kinder an und lebten dort in völliger Sicherheit. Wir haben uns mit ihnen gut angefreundet. Insgesamt erinnere ich mich an drei Gruppen von „Kinderlandverschickungen“. Erst kam eine aus der Gegend von Düsseldorf; irgendjemand war auch aus Beckum. Dann kam eine zweite Gruppe aus Hamburg und schließlich eine dritte aus Wien. Die Gruppen blieben immer den Sommer über bis zum Herbst. Zu einigen der damaligen Kinder ist die Verbindung nie abgerissen. Zu Rolf Klar aus Düsseldorf hatte ich bis zu seinem Tod vor wenigen Jahren Kontakt, mit einer Hella aus Hamburg stehe ich bis heute in Verbindung. Beide sagten, es sei eine wunderschöne Zeit in Kernei gewesen.

Meine Schwester Nani hatte in der Kreisstadt Sombor das Gymnasium besucht und hatte deshalb etwas mehr politischen Sachverstand als die anderen in der Familie. Nani hatte ein kleines Radio, das sie immer gut versteckte, und sie hörte damit Feindsender. Sie wusste also mehr über die tatsächliche Kriegslage, als man offiziell wusste. Sie sagte zu meinem Vater mehrere Male, dass der Krieg für Deutschland nicht gut ausgehen würde. Mein Vater meinte dann, sie solle bloß vorsichtig sein. Wenn das mit dem Radio bekannt würde, würde es ihr übel ergehen und auch die Familie wäre dann in Gefahr.

Der Einmarsch der Russen

Bis in den Sommer 1944 hinein hatten die Deutschen und ihre Verbündeten den Balkan noch besetzt. In den unzugänglichen Gebieten Serbiens und Kroatiens gab es zwar Kämpfe gegen kommunistische Partisanen unter Marschall Tito – dem späteren Staatschef von Jugoslawien –, aber von diesem Partisanenkrieg merkte man bei uns eigentlich nichts. Dass der Krieg für Deutschland schlecht stand, wusste man. Ende August 1944 wechselte Rumänien, bis dahin Verbündeter Deutschlands, die Seiten und ging zu den Russen über. Damit brach die gesamte deutsche Machtposition auf dem Balkan zusammen. Was an deutschen Truppen noch da war, musste sich rasch nach Norden zurückziehen. Erst bei Budapest bildete sich dann wieder eine neue Front, an der noch bis in den Februar 1945 hinein gekämpft wurde. Kernei lag weit südlich von Buda-

pest, und es war klar, dass kaum noch deutsche und ungarische Truppen da waren, die die Gegend hätten verteidigen können. Tatsächlich gab es in der Nähe von Kernei kaum Kämpfe, und die deutschen Truppen rückten ab.

Es war am 20. Oktober 1944, als die Russen Kernei besetzten. Wir hatten uns dem Flüchtlings-treck nicht angeschlossen und waren zu Hause geblieben und wollten die Heimat nicht verlassen. Wir waren der Ansicht, dass wir niemandem etwas getan hatten. Außerdem hatten wir nie etwas mit den Nazis zu tun gehabt und meinten deshalb, uns werde schon nicht viel passieren. Das war ein schlimmer Irrtum. Viele Leute meiner Heimat-gemeinde hatten ihr Zuhause ja mit den letzten zurückziehenden deutschen Truppen verlassen. Es wäre besser gewesen, wir wären auch mit ihnen geflohen.⁶

Es war gegen Mittag, als die ersten Russen in unsere Straße kamen. Langsam kamen die Leute aus ihrem Versteck hervor. Wir hatten alle sehr große Angst und gingen nur langsam auf die Straße, aber es geschah am ersten Tage nicht viel, und so glaubte man, dass halt alles vorüber wäre. Die Russen benahmen sich in den ersten Tagen in der Regel auch nicht weiter schlimm. Wir sagten den Russen, wir seien Schwaben, worunter sie sich am Anfang wohl nicht so recht etwas vorstellen konnten. Zu sagen, wir seien Deutsche, war natürlich nicht angebracht.

Der Beginn der Herrschaft der Partisanen⁷

Doch bald kamen die jugoslawischen Partisanen, und für uns wurde es ganz schlimm, da wir an der Hauptverkehrsstraße wohnten. So hatten wir bald das ganze Haus voll Russen und Partisanen. Vor Budapest wurde ja noch monatelang gekämpft, sodass immer viel Militär von den Russen und den Partisanen bei uns im Ort blieb. Die Partisanen waren fast alles Leute, die von

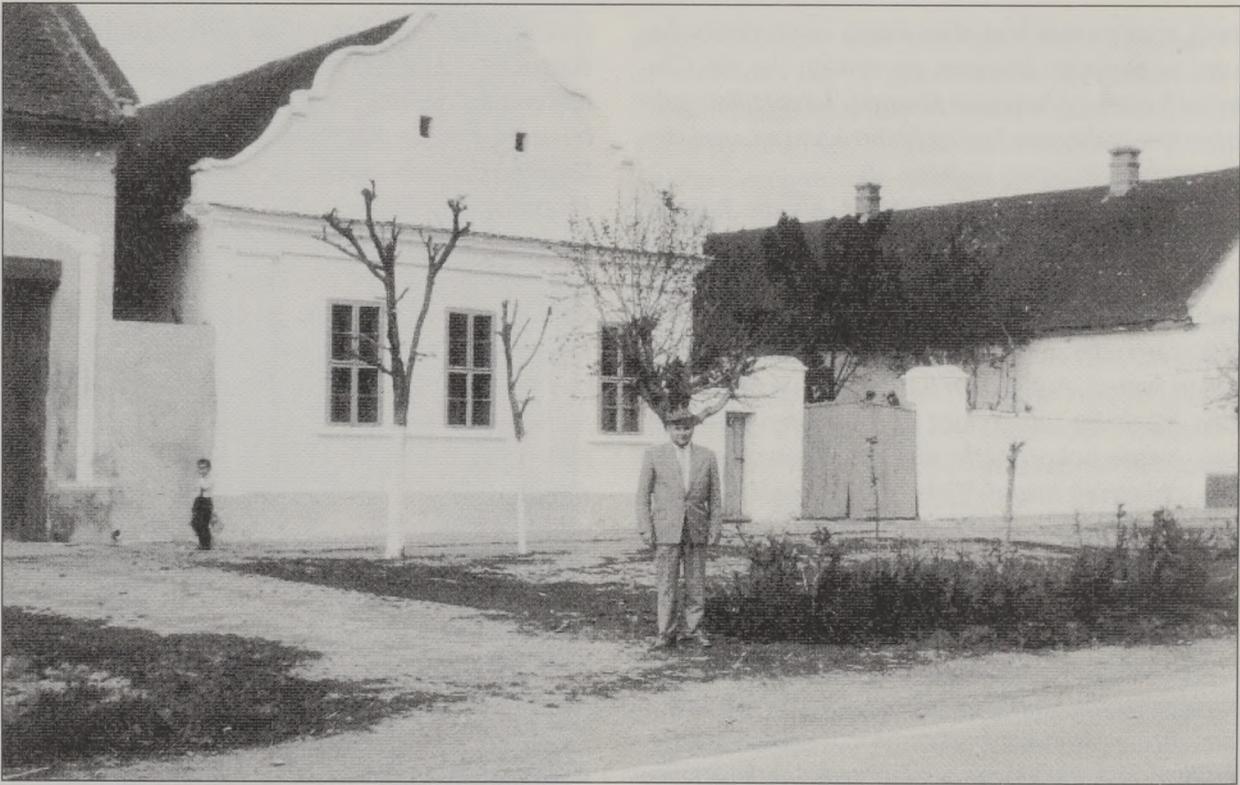
weit her kamen. Anders als die Serben aus der Batschka, zu denen wir ein sehr gutes Verhältnis hatten und die uns meistens auch helfen wollten, hassten uns die Partisanen. Manche von ihnen konnten deutsch – mit unseren serbischen Sprachkenntnissen war es ja (außer bei meinem Vater und bei meiner Schwester Nani) nicht so weit her. Nur ein einziger von den Partisanen stammte aus der Gegend, ein gewisser Stepanovic aus Sombor. Dieser Kerl hat sich ganz übel aufgeführt und meinen Vater schlimm schikaniert. Der hatte eine jugoslawische Fahne aufgehängt, um zu zeigen, dass er sich mit den neuen Machthabern gut stellen wollte. Schließlich hatte er ja lange genug im jugoslawischen Staat gelebt und meinte, das auch weiterhin tun zu können. Stepanovic brüllte meinen Vater an und verbot ihm, eine jugoslawische Fahne zu hissen. Er hätte als Deutscher und Nazi kein Recht mehr, das zu tun. Das musste sich mein Vater sagen lassen, der nie etwas mit den Nazis zu schaffen gehabt und auf den wenige Monate vorher noch die SS Jagd gemacht hatte!

Außerdem stahl Stepanovic einen unserer Hunde, einen großen Schäferhund namens Fötzko. Als Stepanovic eines Tages an unserem Haus vorbeiradelte, riss ihn Fötzko vom Fahrrad und wollte zu meinem Vater zurück. Das machte Stepanovic nur noch wütender. Angeblich soll ein Sohn dieses Stepanovic, der ein ganz übler Leuteschinder und Deutschenhasser war, später Fußballtrainer in Deutschland geworden sein. Überprüft habe ich das nie. Jedenfalls wollte der alte Stepanovic später nichts mehr davon wissen, wie er sich 1945/46 aufgeführt hatte.

Wir mussten jedenfalls unser Haus in der Mittelgasse verlassen und gingen auf unseren Salasch, der etwa 12 Kilometer vom Ort entfernt war. Wir hatten schon während des deutschen Rückzugs viel von den Kleidern, Lebensmitteln und sonst das Nötigste auf den Salasch gebracht. So gingen wir auch dorthin und dachten, dass wir vielleicht dort sicherer seien als im Ort. Doch

⁶ Nicht allen, die vorzeitig flohen, ist es gut ergangen. Die Familie von Karl Stelzer, den ich gut kannte, war mit ihrem Fuhrwerk in das sogenannte Protektorat Böhmen und Mähren gelotst worden, das man als besonders sicher ansah. Dort übernahmen aber bei Kriegsende die Tschechen die Macht. Karl Stelzer wurde von den Tschechen mit den Füßen so getreten, dass ihm etliche Rippen gebrochen wurden. Er überlebte kaum. Seine Familie landete schließlich in Schweinfurt, wo sie in der ersten Nachkriegszeit mit ihren Pferden einen Fiaker-Betrieb aufmachte. Karl Stelzer selbst, den ich nach dem Krieg noch ein paarmal gesehen habe, hat mir einmal seine Verletzungen am Brustkorb gezeigt: Dort wo andere Leute Rippen hatten, war bei ihm auf der einen Seite gar nichts mehr. Man sah, wie sich bei jedem Atemzug die Haut hob. Er ist mit dieser Verletzung auch nicht alt geworden und starb früh.

⁷ Ähnliche Vertreibungsgeschichten von vier Frauen aus der Batschka finden sich in: Brigitte Neary (Hg.): Frauen und Vertreibung. Zeiteuginnen berichten, Graz 2008, S. 92 bis 123.



Das mittlerweile von Serben bewohnte Anwesen Stöckl in Kernei (Aufnahme von 1969).

es dauerte nur einige Tage, dann kamen die Russen über Morvica bis zu uns. Wir hatten viele Kleider und einige Sachen im Boden vergraben und mit Kukuruzlaub zugedeckt, doch auch diese Kleider wurden gefunden, da wir noch einen ungarischen Knecht hatten, der viel für sich selbst geholt hatte, als wir für einige Zeit weg waren. Ein kleiner Rest ist uns noch geblieben, welchen wir dann auf dem Rücken nach Gyulafalva zu Bekannten getragen haben. Unterwegs kamen wieder Russen. Wir hatten sehr große Angst und gingen unterwegs dann auf den Salasch von meinem Onkel. Dort wohnte noch der Knecht, der schon viele Jahre bei ihm gewesen war. Die haben uns versteckt, bis die Russen wieder weg waren und wir weiter nach Gyulafalva gehen konnten. Als wir dort ankamen und unser bisschen Habe auf dem Rücken bei ihnen (die Leute waren uns gut bekannt) gut untergebracht und sie uns das Versprechen gegeben hatten, auf alles gut aufzupassen, bis alles wieder vorüber wäre, gingen wir von einem Bekannten zum andern. Alle waren bereit zu helfen. Gyulafalva war ein Dorf, das fast ausschließlich von Ungarn bewohnt war; es gab nur einige wenige deutsche Familien. Die Zusammensetzung der Bevölkerung war sozusagen genau umgekehrt wie in Kernei. Etliche

von den Ungarn hatten seit Jahrzehnten bei meinem Vater auf dem Hof gearbeitet – darunter auch der eingangs erwähnte, tragisch umgekommene Topo Urban –, und wir hatten zu diesen Leuten ein sehr gutes Verhältnis. Wenn uns diese Ungarn nicht geholfen hätten, wären wir glatt verhungert. Doch auch die ungarischen Bekannten hatten Angst, und man wollte nicht, dass sie in Schwierigkeiten kämen. So gingen wir wieder nach Kernei.

Wir werden nach Sombor verschleppt – meine Schwestern kommen nach Russland in die Zwangsarbeit

Aber in der Zwischenzeit hatte es schon Vergewaltigungen von Frauen gegeben, und auch schon zwei Tote, die von den Russen erschossen worden waren. Es waren zwei Frauen aus den Familien Born und Stelzer, die sich offenbar gewehrt hatten, als russische Soldaten sie vergewaltigen wollten. Die Partisanen waren noch schlimmer. Wir hatten mitbekommen, wie sie bei der Kerneier Schule ein übles Kriegsverbrechen begangen hatten: Die Partisanen erschossen dort einfach eine größere Anzahl deutscher Kriegsgefangener, die vorher auch noch ihre eigenen

Gräber hatten ausheben müssen. Vorher wurden diese Kriegsgefangenen auf schlimmste Weise geschlagen und gefoltert. Ich kenne die Stelle noch genau. Wenn man nachgraben würde, würde man dort gewiss noch die Gräber finden. Aber die Serben haben nach dem Zweiten Weltkrieg das Gebäude abgerissen und dort einen betonierten Platz gebaut. Unter dem Beton liegen die Toten.

So zogen wir voller Angst von einem Versteck ins andere, da wir lauter junge Mädchen waren. So machte man bei der ganzen Verwandtschaft die Runde und blieb nirgends lange, damit niemand wüsste, wo man war. Man ging meistens durch die Hintergärten oder kam und ging bei Nacht. Doch Anfang Dezember holten sie viele Männer und Frauen zur Zwangsarbeit, und so suchten sie auch nach uns. Da bei uns im Haus niemand war, muss uns jemand verraten haben, wahrscheinlich um seine eigene Haut zu retten. So kamen die Partisanen zu unserer Großmutter und fragten nach uns. Es waren ihre Enkelkinder alle bei ihr, und so nahmen sie uns alle mit, meine Mutter und Geschwister. Den Vater hatten sie geschlagen und ins Gefangenenlager gesperrt. Uns trieben sie Anfang Dezember nach Sombor ins Lager an der Besdaner Straße. Wir mussten jeden Tag irgendwo hin zu Arbeit. Wir arbeiteten im Krankenhaus, wo viele verwundete Partisanen und Partisaninnen waren. Wir mussten blutige Wäsche waschen und putzen. 20 oder 30 Kilometer entfernt war an der Donau noch die Front und deutsche und ungarische Truppen wehrten sich bis in den Februar 1945 hinein und kämpften gegen die Russen und die Partisanen. Solange gekämpft wurde, hatten wir deshalb noch eine ganz besondere Aufgabe: Die Partisanen hatten wenig Verbandsmaterial. Deshalb mussten wir die blutigen Binden, die bei Verwundeten abgenommen worden waren, säubern und auskochen, damit sie ein zweites oder drittes Mal verwendet werden konnten.

Als wir im Spital arbeiten mussten, waren im oberen Geschoss Kranke und Verwundete. Im Untergeschoss war noch alles von den Russen her dreckig, und es gab viel schmutziges Geschirr, weil die Russen hier Feste gefeiert hatten. Ich musste das ganze Geschirr einsammeln und in einen Raum tragen, wo mir ein Partisan half. Als ich das beste Geschirr in den Raum brachte, machte er die Türe zu und wollte mich küssen.

Ich gab ihm einen Stoß, womit er nicht gerechnet hatte, machte die Türe auf und rannte davon. Er rief, ich solle stehen bleiben oder er schießt. Er hat gesagt, er liebte mich (*katica ja lubin siste*). Ich rannte den Gang entlang, wo sich die Flügeltüren nach mir schlossen. Er rannte mir nach. Als ich in die Vorhalle kam, kam die Mojse Ilusch gerade die Treppe von oben runter. Sie war Ärztin. Die Ilusch waren russische Emigranten, die 1918 aus Russland geflohen waren und die früher bei uns in der Straße gewohnt hatten. Ich rannte zur Ilusch und habe mich bei ihr festgeklammert und ihr erzählt, was der mit mir machen wollte. Da holte sie mich in die Küche zum Kartoffelschälen. Für die andere Arbeit mit dem Geschirr meldete sich eine ältere Frau freiwillig.

Aus einem Raum hörten wir immer wieder mal fürchterliches Geschrei und Jammern. Wir wussten am Anfang gar nicht genau, was da los war. Einmal sagte ich zu einer Freundin, dass wir uns einmal in diesen Raum hineinschleichen sollten, um nachzusehen, was da los war. Irgendwann ergab sich eine passende Gelegenheit. Meine Freundin und ich waren entsetzt, denn in dem Raum lagen Leichen von Partisanen und Zivilisten, die in den Kämpfen oder sonst wie umgekommen waren. Ich erinnere mich an die Leiche einer Frau, die über und über verbrannt war. Andere Leichen waren regelrecht zerfetzt. Meine Freundin und ich schlichen uns entsetzt wieder aus dem Raum hinaus.

Zu essen bekamen wir bei unserer Tätigkeit in Sombor noch einigermaßen ausreichend. Wir hatten aber große Sorgen, was mit unserem Vater geschehen sei. Doch eines Tages kam er nach Sombor uns besuchen. Wir konnten uns aus dem Krankenhaus für einige Minuten heimlich entfernen. So hat er uns erzählt, dass ihn sein Bruder mit einem bekannten Partisan aus dem Gefängnis geholt habe. So waren wir ein bisschen beruhigt und hofften auch, dass wir wieder bald heimkehren könnten.

Doch es kam die Weihnacht und wir waren immer noch da und gingen jeden Tag auf die Arbeit. Doch am 2. Weihnachtsfeiertag holten sie meine Schwestern von uns weg und viele andere von 16 bis 40 Jahren. Man sagte uns, sie kämen an den Flugplatz, doch sie verschwanden, und man hörte bei uns nichts mehr von ihnen. Wir weinten sehr viel und beteten, dass wir alle einander einmal wiedersehen würden. Meine Schwester

Nani musste wohl geahnt haben, dass sie abtransportiert werden sollten. Sie hat die ganze Nacht bitter geweint und sich an meiner Mutter festgehalten.

Irgendwann während dieser Zeit im Lager in Sombor, es wird wohl Anfang 1945 gewesen sein, wurde ich krank. Meine Mutter bettelte bei einem Partisanen, der als Wachposten eingeteilt war, ob sie nicht mit mir zu einem Arzt gehen dürfte. Der Partisan hatte wohl Mitleid und ließ uns gehen. Meine Mutter wusste, dass sich in Sombor der Doktor Subotic aufhielt. Der war ein Serbe und hatte in Kernei wenige Häuser entfernt von uns gewohnt. Dr. Subotic war der Hausarzt unserer Familie und hatte mich und meine Geschwister alle zur Welt bringen helfen. Als er meine Mutter und mich sah, begann er bitterlich zu weinen und zu schluchzen und erzählte uns dann, dass meine Schwestern nach Russland gekommen wären. Mir gab er ein Medikament, und ich wurde dann auch wieder gesund. Mit den Serben, die wie Dr. Subotic schon lange in Kernei gewohnt hatten, hatten wir nie Probleme gehabt, sondern immer ein gutes Verhältnis.

Rückkehr nach Kernei und erneuter Abtransport – diesmal ins Lager nach Gakowa

So verging die Zeit bis Anfang Februar. Dann wurden wir plötzlich entlassen und konnten wieder nach Kernei zurück. Dort hatte man schon gemunkelt, dass die jungen Leute von überall, auch meine Schwestern, nach Weihnachten mit einem großen Transport nach Russland verschleppt worden seien. Von Dr. Subotic hatten wir ja gehört, dass das stimmte. Man hörte jahrelang nichts mehr von ihnen. Wir waren jetzt zu Hause und hofften, dass es jetzt besser würde. Doch es dauerte nicht lange, und der Trommler ging im Dorf herum und verkündete, dass man am Gründonnerstag, morgens um 8 Uhr, mit kleinem Handgepäck, alle vor ihrem Haus auf der Straße sein müssten. So kam schon wieder neues Leid über uns.

So wurden wir wieder alle bei meiner Großmutter versammelt, bis die Partisanen uns alle forttrieben – die Einwohner einer Straße nach der andern. Sie trieben uns alle in die Kirchgasse in



Blick auf die gerade Straße von Kernei mit der Kirche, die im sog. „Theresianischen Barock“ gebaut war.

ein großes Haus mit großem Hof. Es waren fast alle Bewohner des Ortes dort, die zurückgeblieben waren. Am Nachmittag trieben sie uns zum Bahnhof, wo schon Güterzüge mit Viehwagen bereitstanden. Wir wurden in einen Waggon hineingequetscht, der so voll war, dass man gerade Platz zum Stehen hatte. Man konnte sich nicht bewegen. Als der Transportzug voll war, fuhren wir am Abend ab. Kein Mensch wusste, wo die Reise hingehen sollte. Es wurde viel geweint und die Herzen waren schwer, mussten wir doch alle die liebe Heimat mit unbekanntem Ziel verlassen.

Die Fahrt dauerte nicht allzu lange. Es ging nur einige Stationen weiter, und plötzlich blieb der Zug stehen, und man hörte lautes Gerede und das Öffnen der Waggons. So mussten die Leute aus einem Waggon nach dem andern wieder aussteigen. Man hörte bei Nacht das Quaken von Fröschen. Es war eine schöne Frühlingsnacht, doch für uns gab's nur Leid. Wir wussten nicht, wo wir waren. Wir mussten uns in Viererreihen aufstellen. Wir hatten große Angst, dass wir alle erschossen würden. Der Transport kam langsam in Bewegung. Wir wurden von den Partisanen begleitet, die mit lautem Geschrei uns Angst machten. So gingen wir langsam einem Ort entgegen, doch niemand wusste, wo wir waren. Es ging eine große Straße entlang. Dann wurden wir in die Häuser verteilt, bis alle voll belegt waren. In den Zimmern war Stroh auf dem Boden, das uns als Lager dienen sollte. Man hörte nun allmählich, dass wir in Gakowa waren. Das war auch eine deutsche Gemeinde, die aber nicht so viele Straßen hatte wie die anderen deutschen Gemeinden. So war es für ein Internierungslager besonders geeignet.

Trennung: Kinder und alte Leute kommen in ein anderes Lager

Am nächsten Morgen mussten die alten Leute und die Kinder sich von ihren Angehörigen trennen. Es gab viele Tränen, wollte man doch bei seinen Angehörigen bleiben. Es half alles nichts. Manche Großmutter nahm ihre Enkelkinder und noch andere, die keine Großeltern hatten, mit und alle wurden weggetrieben wie das Vieh. Die Kinder schrien und wollten bei ihren Eltern bleiben.

Die älteren Leute und die Kinder kamen in die Nachbargemeinde Kruschiwel. Dort sollte eine

Art Vernichtungslager für uns Deutsche sein. Als alles aufgeteilt war, blieben wir einige Tage dort. Es gab fast nichts zu essen, nur eine Wassersuppe mit ein paar Erbsen, Vögel, Maden und eine Scheibe Maisbrot. Wir hatten alle sehr großen Hunger. Einige Tage später wurden wir in einen Transport eingeteilt und mussten von Gakowa zu Fuß nach Sombor marschieren. So kamen wir dann in Sombor an die Besdaner Straße in ein Lager. Es waren schon viele von anderen Orten da. So wurden wir im Lager bei der Kommandantur gemeldet. Wir mussten stundenlang stehen und warten, bis wir alle namentlich gemeldet und gezählt waren. Wir waren alle sehr müde und konnten kaum noch stehen. Endlich wurden wir in Baracken aufgeteilt. Für meine Mutter und mich war das nichts Neues, da wir bis Februar schon einmal hier gewesen waren und uns schon ein wenig auskannten. Doch wir mussten jeden morgen um 4 Uhr aufstehen und uns für die Wassersuppe und Maisbrot anstellen.

Dann wurden wir zum Arbeitstransport eingeteilt und von Partisanen zur Arbeit begleitet. Dabei mussten wir einmal Ziegelsteine von einem Ende der Stadt zum andern tragen, aber nicht, weil es etwas zum Bauen gegeben hätte. Es war nur Schikane. Das war für uns Mädchen sehr schwer, waren doch viele nur 12 oder 13 Jahre alt. Am Abend ging's dann wieder zurück ins Lager, dann wieder vor die Kommandantur zum Appell – wieder Namen vorlesen und Stunden warten, bis wir in die Baracken durften. Dann gab es wieder die gleiche Suppe und Maisbrot. Am Mittag hatte es gar nichts zu essen gegeben. So ging es einige Tage weiter: Jeden Tag eine andere Stelle – mal im Krankenhaus, wo die Russen ihre Quartiere langsam wieder verlassen hatten und dem Feind nachgezogen waren.

Zwischendurch: Glückliche Aufnahme bei einer Familie

So gingen wir an einem Morgen wieder mit einem Transport zur Arbeit. Dann öffnete sich in der Besdaner Straße ein Tor und ein älterer Herr rief zu unseren Begleitern, dass er dringend vier Frauen benötigte. Da wir gerade die letzten waren, mussten meine Mutter und ich und noch zwei Frauen mit in dieses Haus gehen. Wir hatten große Angst, da wir ja nicht wussten, was mit uns

geschehen sollte. Doch bald merkten wir, dass es gute Leute waren, die den Deutschen helfen wollten. Der Mann war ein Herr Vöglein, ein Deutscher, der aber offenbar mit einer Serbin, einer Ilonka, verheiratet war und dem deshalb nichts geschah. Außerdem arbeitete dieser Herr Vöglein bei einem serbischen Rechtsanwalt als Sekretär und war deshalb wohl unentbehrlich.

Wir durften jeden Morgen von 7 bis halb 10 Uhr in Vögleins Betten schlafen. In der Zwischenzeit ging der alte Herr zum Einkaufen. Er brachte Brötchen und andere Sachen zum Mittagkochen aus der Stadt mit. Um halb 10 Uhr standen wir auf. Meine Mutter und ich mussten nur kochen, die beiden anderen Frauen den Haushalt machen. Wir durften mit den Leuten zu Mittag essen. Wenn wir das Mittagsgeschirr gespült hatten und wenn die beiden anderen fertig waren, durften wir uns noch mal ausruhen, bis wir am Abend wieder abgeholt wurden. So ging es einige Zeit.

Die Ilonka Vöglein hatte noch Briefkontakt mit uns, als wir längst in Deutschland waren. Die wenigen Fotos, die wir noch aus der Zeit in Kernei haben, haben wir von ihr zugeschickt bekommen. Andernfalls hätten wir gar nichts mehr.

Erneut im Lager in Gakowa – neuer Terror der Partisanen

Mittlerweile wurde es Mai, und der Krieg war zu Ende. Die Partisanen machten große Feste und freuten sich über ihren Sieg. Mir sind diese Siegesfeiern in ganz schlechter Erinnerung geblieben. Dabei nahmen uns die Partisanen alles weg, was uns noch geblieben war, zum Beispiel Schmuck oder Geld. Wir mussten in eine Baracke und wurden bis auf die Haut durchsucht. Sie nahmen alles, was sie finden konnten. War jemand dabei, der etwas nicht hergeben wollte, der wurde geschlagen. So war da ein alter Mann, ein deutscher Rechtsanwalt, der hatte sein Geld im Abort, der nur aus einer Kiste bestand, mit einer Grube drunter, unter den Sitz genagelt. Die Partisanen wussten, dass er Geld hatte. Weil er nichts sagen wollte, schlugen sie ihn halbtot, sodass er schließlich aus dem Kopf blutend hinter einer Baracke am Boden lag. Als er sich am nächsten Tag einigermaßen erholt hatte, holte er sein Geld hervor und zählte es in seine Mütze, in die er es dann einnähte. Ob es ihm etwas geholfen hat?

Eine andere Frau tat auf den Rat meiner Mutter ihren ganzen Schmuck in eine Schüssel und übergab ihn so den Partisanen. Unvorsichtigerweise sagte sie aber, die Kerle sollten sich erst ihre dreckigen Finger waschen, bevor sie ihren Schmuck anfassen würden. Die Partisanen haben diese Frau dann fürchterlich geschlagen.

Wenn es heiß war, hatten die Partisanen eine ganz besondere Schikane: Es gab da eine Art Garagenraum, in dem, wie ich mich erinnere, ein eiserner Wagen stand. Die Garage und der Wagen wurden bei warmem Wetter glühend heiß. Und immer, wenn die Partisanen jemanden besonders quälen wollten, sperrten sie ihn in diesem Raum ein – ohne etwas zu trinken mitzugeben. Wer dort eingesperrt wurde, ist schier irrsinnig geworden vor Hitze und Durst.

Wieder in Kernei bei serbischen Bauern

Weil der Krieg zu Ende war, hofften wir, dass wir vielleicht doch nach Hause dürften. Es verging ein Tag nach dem andern, und wir mussten bleiben. Doch eines Tages im Mai wurden wir wieder in Transporte eingeteilt, und wir marschierten mit Partisanenbegleitung wieder aus dem Lager heraus. Keiner wusste, wo es hinging. Doch bald merkten wir, dass es Kernei entgegenging. So kamen wir bis vor Kernei zu den serbischen Bauern (Bosniaken), die uns angefordert hatten, und wurden dort zur Arbeit in der Landwirtschaft eingeteilt. Meine Mutter und ich kamen zum Bosniak-Toni, der früher immer bei meiner Großmutter Wein gekauft hatte. Wir mussten viel arbeiten, aber wir hatten doch jetzt wieder genug zu essen. Mein Vater kam uns öfter besuchen. Der hatte dem Lager entgehen können, weil er sich immer versteckt hatte und nachts dauernd unterwegs war. Er besuchte uns auch meistens in der Nacht, damit ihn niemand sah. Aus dem Lager weg zur Arbeit eingeteilt zu werden, glich einem Sklavenmarkt. Die serbischen Bauern in der Gegend kamen im Lager vorbei und konnten einen anfordern. Wenn man Glück hatte – wie meine Mutter und ich – kam man zu anständigen Leuten, die einen gut versorgten, wenn man Pech hatte, kam man zu einem Fanatiker, der einen ständig schikanierte und quälte.

Meine Mutter und ich fliehen

Als wir einige Zeit beim Bauern gewesen waren, hatten wir Angst, wieder ins Lager zurückzumüssen. So entschlossen sich meine Mutter, ich und meine Cousine,⁸ die nebenan bei dem Bruder des Bosniak-Toni arbeiten musste, zu fliehen. Wir wollten uns nachts um 11 Uhr auf dem Feld an einer Strohrüste⁹ treffen. So gingen meine Mutter und ich zu dem verabredeten Platz und warteten einige Zeit auf meine Cousine. Da sie aber nicht kam, gingen wir beide voll Angst weiter. Wir wollten meinen Vater suchen. Der wusste nicht, dass wir geflohen waren. Wir gingen bis zu den Zigeunern, die unterhalb von Kernei eine kleine Siedlung hatten. Wir umgingen die Siedlung und mussten einen Graben überqueren, der voll Wasser war. Es dauerte längere Zeit, bis wir eine Stelle fanden, an der wir hinüber konnten. Auf diese Weise kamen wir nach Kernei und klopfen bei den Schinders an die Fenster. Schinder war nicht der Familienname, sondern der Beruf dieser Leute. Der Schinder war dafür zuständig, dass totes Vieh entsorgt wurde. Er zog dem toten Vieh dann die Haut ab und verkaufte sie. Das Fleisch vergrub er, was eine ziemlich stinkende Angelegenheit war. Vom Familiennamen her hießen die Schinders Reininger, sie waren also auch Deutsche. Wir fragten bei ihnen, ob unser Vater hier gewesen war. Sie sagten, er sei da gewesen und eine Straße weiter zu den Todts gegangen.

Wir finden unseren Vater wieder – und werden von der Brigittaneni versteckt

Wir gingen auch dahin, aber mein Vater war schon wieder weg, zu Nolls, dort liege sein Bruder im Sterben. So gingen wir die Siwazer Gasse hinauf bis zum großen Graben, gingen dann unten am Friedhof vorbei, wo die Partisanen gerade auf die Grabsteine geschossen hatten. Wir waren vor lauter Angst fast gelähmt. Als wir ein Stück am Tor vorbei waren, bemerkten uns

die Partisanen und schossen hinter uns her. Wir stellten uns bei Pinsels Schmidt in der Ungargasse ins Toreck. Die Partisanen kamen die Ungargasse herauf bis zum Valtingwelwer und gingen dann die Mittulgasse hinüber. Zum Glück bemerkten sie uns nicht. Als alles wieder ruhig war, gingen wir weiter bis zu Nollschmieds, und dort fanden wir unseren Vater. Er wollte seinen Bruder fortbringen. Wenn der bei Nolls gestorben wäre, wären sie in Schwierigkeiten gekommen.

So begleitete meine Cousine ihn auf den Miletischer Hotter¹⁰ an eine Strohrüste und gab ihm eine Flasche Schnaps. Sie ließ ihn dort allein. Sie dachte, wenn er dort sterben würde, würde ihn schon jemand finden. Aber er trank seinen Schnaps, weil er nicht merken wollte, wie er stirbt. Als er am nächsten Morgen erwachte, war er wieder gesund und ging zurück ins Lager, da seine Frau auch dort war.

Jetzt ging unser Vater mit uns nach Gyulafalva. Wir mussten uns sehr beeilen. Noch bevor es hell wurde, mussten wir in Gyulafalva sein, damit uns niemand sehen konnte. Wir marschierten durch die Gärten bis zur Gyulafalver Straße, um noch bei Nacht dort anzukommen. Wir wussten ja nicht, ob wir aufgenommen würden. Doch unsere Brigittaneni¹¹ war gut und versteckte uns viele Wochen. Als die Nachbarn merkten, dass sie deutsche Leute versteckt hatte, mussten wir zu ihrer Tochter auf den Miletischer Hotter. Der Mann ihrer Tochter war bei den Partisanen, so dass man hoffen konnte, dort sicher zu sein.

Ständige Flucht vor den Partisanen

Aber eines Tages kam eine Kontrolle. Wir konnten uns gerade noch ins Kukuruzfeld retten. Die Leute hatten jetzt Angst, und wir schliefen von nun an im Maisfeld. Mein Vater ging wieder zurück zur Brigittaneni und fragte, ob wir wieder zurück könnten. Das klappte, und mein Vater holte uns wieder zurück. Aber wir mussten von jetzt an immer im Freien übernachten. Nur wenn

⁸ Regina Stöckl. Sie war nach dem Krieg in Regensburg. Der Kontakt zu ihr war aber abgerissen, konnte aber 2012 wieder hergestellt werden. Ihr Sohn soll Arzt sein.

⁹ Strohrüsten waren riesige, fest aufgehäuften Strohmassen, die die Form eines Hauses hatten und regenfest waren. Bei Bedarf konnte man Stroh von ihnen abschneiden.

¹⁰ Der Hotter ist dasselbe wie der Etter, also das Dorfgebiet beziehungsweise die Markung.

¹¹ Sie gehörte zu einer alten Knechtsfamilie, die jahrzehntlang auf dem Salasch meines Großvaters gelebt hatte. Die Familie hieß Besdan und war ungarisch.



So wurde der Grabstein von Nikolaus Stöckl 1969 auf dem Friedhof in Kernei aufgefunden. Er wurde, wie alle Grabsteine der Donauschwaben nach Kriegsende, von den serbischen Partisanen zerschlagen.

es regnete, durften wir noch ins Haus. Mit Essen wurden wir aber immer von ihnen versorgt. Tags gingen wir ins Kukuruz- oder ins Sonnenblumenfeld bis zu unserem Salasch, der ja leer stand. Mein Vater war nachts immer unterwegs zu den Leuten im Lager. Meine Mutter und ich lagen tags bei 30 bis 40 Grad Hitze im Maisfeld und nachts an der Strohrüste, wo wir schliefen und warteten, bis unser Vater zurückkam.

Doch eines Nachts kam er nicht. Wir warteten voller Ungeduld, aber er kam nicht. Da gingen wir wieder zur Brigittaneni, die inzwischen schon erfahren hatte, dass die Partisanen unseren Vater gefangen hatten und uns suchten. Wir beteten, dass Gott uns beschützen möge und ihm helfen sollte. Wir warteten, bis es Nacht wurde. Als die Kirchenglocken am Abend 8 Uhr läuteten, beteten wir und machten uns erneut auf den Weg nach Miletitsch. Wir gingen bei Langs Toni über den ganzen Kerneier Hotter, bei den Geisinger Salesch vorbei, über den Csinopliar Hotter an den Salesch vorbei. Als wir auf dem Csinopliar Hotter waren und an den Salesch vorbeigingen, bellten die Hunde und kamen zähnefletschend auf uns zu und sprangen an uns hoch. Doch sie beschnupperten uns nur und gaben dann keinen Laut mehr von sich. Heute glaube ich, dass die

gewusst haben, dass wir arme verfolgte Menschen waren. Das war eine Eingebung Gottes. So kamen wir zum Nemeschalom, wo die Russen gerade zurückmarschierten. Wir lagen lange Zeit ruhig im Feld und warteten auf eine Lücke in der Kolonne, damit wir die Straße überqueren könnten. Endlich war es so weit. Wir krochen auf allen Vieren über die Straße, doch als wir drüben waren, kamen erneut Hunde, die laut bellten. Wir gingen wieder in Deckung im Maisfeld und erschrakten, weil dort jemand war. Aber dieser Mensch – vielleicht waren es auch mehrere – verschwand, ohne dass wir Genaueres sehen konnten. Wir waren müde und dachten, es wäre alles sinnlos. Wir wollten zurück zum Lager gehen, vorher aber noch auf dem Salasch auf dem Miletitscher Hotter Bescheid sagen, dass wir zurück ins Lager gingen. Die Leute sollten das wissen, damit sie es unserem Vater sagen könnten.

Bericht meines Vaters über seine Haft und seine Flucht aus dem Partisanengefängnis

Als wir am Morgen auf dem Salasch ankamen – es war halb 5 Uhr – bellte abermals der Hund, aber aus Freude, denn er hatte meinen Vater erkannt, der gerade von hinten in den Hof kam, und wir kamen von vorne. Mein Vater erzählte uns, dass die Partisanen ihn gefangen und in Kernei eingesperrt hatten. Er sollte nach Sombor in die Kronitsch. Die Kronitsch war das Gefängnis von Sombor. Mein Vater hatte vom Galambosch-Wirt,¹² der dort eingesperrt gewesen war, grauenhafte Dinge gehört, was sich dort abspielte. Der Galambosch-Wirt war Augenzeuge geworden, wie man verschiedene Leute, darunter den jungen Niklas Hartmann, gefoltert hatte. Der hatte sich geweigert, den Partisanen Pferde zu geben. Man prügelte ihn und quälte ihn mit glühenden Eisen, mit denen man ihm die Fußsohlen verbrannte. Wenn er ohnmächtig wurde, schüttete man einen Eimer Wasser über ihn drüber, dass er wieder wach wurde. An diesen Qualen starb Niklas schließlich.

Mein Vater wusste, wenn er in die Kronitsch käme, dann würde es kein Wiedersehen mehr geben, und er würde als Flüchtiger auch so be-

¹² Galambosch = Taube; an der Wirtschaft war ein Schild mit Tauben angebracht.



Bild aus dem Personalausweis von Johann Stöckl (Aufnahme von 1941).

handelt werden wie Niklas. So entschloss er sich zur Flucht. Mit ihm waren noch zwei Mitgefangene eingesperrt. Als es Mittag war und alles beim Essen saß, legten sich die beiden anderen auf ihre Pritschen und schliefen ein, doch er schlüpfte durch das kleine Fenster hinaus, schlich über den Hof, dann auf den Heuboden und deckte das Dach ab. Mit einem Strick, mit dem man normalerweise die Pferde anschirrt, seilte er sich außen ab. So entkam er durch die Gärten, ging dann durch die Mittelgasse bis in die Weingärten, wo die Serben arbeiteten. Er nahm einen Rebenstützen – also einen Weinbergpfahl – und zog ihn neben sich her. Wenn ihn jemand bemerkt hätte, wollte er den Betreffenden damit niederschlagen. Aber es wollte niemand etwas von ihm. Einmal sah er sogar ein paar Serben, die man in den Häusern der Deutschen ansiedeln wollte. Die guckten ihn an, mussten auch einen Verdacht haben, dass da etwas nicht in Ordnung war, aber sie taten nichts. So kam mein Vater in eine verlassene Weingartenhütte, wo er oben auf den Boden schlüpfte und bis zur Nacht wartete, damit er in der Dunkelheit seinen Weg fortsetzen

konnte. Wir wären einander fast begegnet. Am Nemeschhalom hatte er auch etwas gehört und hatte Angst. Wir wussten nicht, dass wir so nahe beieinander waren und erfuhren das alles erst am Morgen, als wir alles einander erzählten. Mein Vater war von den Strapazen nervlich so fertig, dass an seinem Kopf jede Ader so dick wie ein Finger war. Er konnte nicht einmal ein Messer zum Brotschneiden halten.

Insgesamt haben mein Vater, meine Mutter und ich viel Glück gehabt. Andere, die ebenfalls ständig auf der Flucht waren, kamen nicht so gut davon: Der mit uns gut bekannte Nikolaus Gärtner wurde auf der Flucht in einem Weinberg von den Partisanen erschossen.

Das Schicksal meiner Großmutter und ihrer Geschwister

Unsere Großmutter war von uns getrennt worden und in Gakowa geblieben. Ihr weiteres Schicksal haben wir später von anderen Mitgefangenen erfahren. Sie hatte ihre zwei Enkelkinder Hans und Lissi Geisinger¹³ bei sich und kam in das Lager Kruschiwel, wo sie mit ihrem Bruder und ihrer Schwester zusammentraf. Die alten Leute und die Kinder bekamen noch weniger zu essen als die arbeitsfähigen Menschen, am Tage nur eine Suppe und eine Scheibe Maisbrot, alles ohne Salz. Offenbar wollten die Partisanen, dass möglichst viele von den Alten und den Kindern am Hunger sterben sollten. Es waren ja nur unnütze Esser, die den Partisanen zur Arbeit nichts nützen konnten. Tatsächlich begann in Kruschiwel sehr schnell das Massensterben, vor allem bei denen, die keine Möglichkeit hatten, sich irgendwie etwas zu organisieren.

Um etwas zu organisieren, ging auch unsere Großmutter eines Nachts noch weg und hatte sich bei Bekannten einen Laib Brot und einen gerauchten Schinken erbettelt. Damit ging sie ins Lager zurück und wollte für ihre Angehörigen sorgen. Ihre Schwester war gehbehindert, und ihr Bruder war schon zu alt. So musste sie selbst gehen. Auf dem Rückweg wurde sie gefangen und ihr alles weggenommen. Sie wurde geschlagen und in einen Keller geschmissen. Sie konnte

¹³ Hans hat das Lager überlebt und ist nach dem Krieg nach Chicago ausgewandert; Lissi hat ebenfalls das Lager überlebt und ist nach dem Krieg nach Mannheim gekommen. Beide sind 2007 gestorben.

nicht mehr gehen und verhungerte in dem Loch fast. Als sie beinahe schon tot war, legte man sie auf ein Strohlager, wo sie gestorben ist. Ihre zwei Geschwister Michael Rill und Resi sind fast zur gleichen Zeit an Hunger und Entkräftung gestorben. Alle drei wurden in einem Grab miteinander beerdigt.

Mit meiner Cousine Katharina Eichhorn,¹⁴ die heute (Januar 2012) in Gaidorf lebt, habe ich vor Kurzem über die Lager in Gakowa und Kruschivcl geredet, und sie hat mir etwas berichtet, was ich bis dahin gar nicht so genau gewusst habe: Ihre Mutter (eine Schwester meines Vaters) war auch in diesem Lager und war dort von den Partisanen zu einer scheußlichen Tätigkeit eingeteilt worden: Sie musste die Toten wegtragen und war zusammen mit einigen anderen auch Totengräberin. Deshalb hatte sie einen genauen Überblick, wie viele Leute starben und unter welchen Umständen. Nach den Aussagen meiner Cousine habe deren Mutter berichtet, dass die Deutschen in Gakowa oft zu etwa 20 in einem Raum eingesperrt waren. Manchmal habe sie morgens sechs oder sieben Tote auf einmal aus einem einzigen Raum wegtragen und zur Beerdigung bringen müssen. Es habe in der Zeit, in der sie die Toten abtransportiert hat, zwei Massengräber gegeben, in die man die Toten einfach hineingelegt oder hineingeworfen habe. In einem seien 420 Tote begraben worden, das andere sei etwas kleiner gewesen, aber insgesamt habe sie etwa 700 bis 800 Tote beerdigen müssen.

Im März 2012 habe ich – nach vielen Jahrzehnten – wieder Kontakt zu einer andern Cousine (Regina Müller geb. Stöckl) bekommen, die heute in der Regensburger Gegend wohnt. Von ihr habe ich erfahren, dass sie Schlimmes erlebt hat. Sie will aber nicht darüber reden. Sie hat nach dem Krieg ihren Schwager geheiratet, dessen Frau in den Fluchtwirren gestorben war, um für die beiden Kinder, die ihr Schwager hatte, da zu sein. Später wurde dann noch ein Sohn geboren.

In diesem Zusammenhang habe ich mich an Toni Geisinger erinnert. Der war der Sohn eines

Bruders meiner Mutter. Er war, genau wie wir, aus dem Lager zur Arbeit geholt worden, und zwar von einem Wirt namens Kurutz, einem Ungarn. Bei Kurutz ging die Sache aber nicht gut aus. Toni Geisinger ist dort schließlich nachts in einem Straßengraben erfroren, wahrscheinlich im Winter 1945/46. Die Familie Kurutz ist später auch nach Murrhardt gekommen und hat hier auf der Alm auch eine Gastwirtschaft betrieben.

In Ungarn

Wir blieben noch einige Zeit, bis sich mein Vater etwas erholt hatte und die Leute jemanden gefunden hatten, der uns über die Grenze nach Ungarn führen sollte. Es war Ende August 1945, an meinem Geburtstag, als wir bei Nacht über die Grenze nach Gatschmar gingen. In Ungarn wurden die Deutschen nicht so fürchterlich behandelt wie in Jugoslawien. Die erste Nacht in der Freiheit verbrachten wir auf einem Misthaufen, der Wärme gab. Der Mann, der uns über die Grenze führte, nahm dafür keinen einzigen Filler oder Pengö,¹⁵ wofür ich ihm heute noch dankbar bin.

In Ungarn kamen wir in Bácsalmás bei Verwandten unter. Es gab dort die Familien Hartmann und Stöckl. Mit den Stöckls hatten wir insbesondere in den Jahren seit 1941 engen Kontakt gehabt – vorher war das wegen der dazwischen liegenden jugoslawisch-ungarischen Grenze nicht möglich gewesen. Man hatte sich mehrfach gegenseitig besucht und gemeinsam gefeiert. Beide Familien, die Bácsalmáser Stöckl und die Hartmanns, sind in Ungarn geblieben und haben es dort zu etwas gebracht, die Stöckls sind als Betreiber eines Kurhotels reich geworden. Meine Mutter und ich haben in Bácsalmás in verschiedenen Haushalten gearbeitet.

Ungarn terrorisierte seine Deutschen nicht so, wie das die Partisanen in Jugoslawien taten. Aber 1946 hieß es dann, dass alle Ungarndeutschen nach Deutschland ausgesiedelt werden sollten. Diese Umsiedlungsaktion wurde zwar

¹⁴ Sie konnte nach dem Krieg zunächst in Kernei bleiben, weil ein Partisan sie heiratete. Deshalb durfte sie auch ihren Besitz behalten. Wahrscheinlich hat der Partisan auf diesen Besitz spekuliert. Nach wenigen Jahren wurde der Partisan gewalttätig und wollte sie umbringen – weil sie als Deutsche ihm mittlerweile lästig geworden war und er eine andere hatte. Den Besitz hatte er sowieso. Es gelang ihr, 1958 nach Deutschland auszureisen, wo sie wieder ihren Mädchennamen annahm. Der Partisan tauchte nach ein paar Jahren bei ihr auf, weil er als Gastarbeiter in Deutschland bleiben wollte. Sie sollte ihm helfen, hier Fuß zu fassen, sie jagte ihn aber davon. Er soll später in Esslingen gearbeitet haben, aber es gab naheliegenderweise keine Kontakte zu ihm.

¹⁵ Ungarisches Geld.

abgebrochen, bevor sie ganz abgeschlossen war, sodass viele Deutsche letztlich doch bleiben konnten. Aber am Anfang sah es so aus, als ob alle gehen müssten. Die Ausweisung fand auch unter halbwegs erträglichen Bedingungen statt. Jeder Deutsche durfte – soweit ich mich erinnere – 60 kg Gepäck mitnehmen. Wenn das eine Familie mit einigen Kindern war, kam da rasch ein halber Waggon voll Zeug zusammen, sodass sich die Leute in Deutschland wunderten, was da für „reiche“ Flüchtlinge ankamen: Speck, Schmalzhäfen usw. – alles Dinge, die es im armen Nachkriegsdeutschland nicht gab.

Wir hätten eigentlich in Bácsalmás bleiben können, und mein Vater wollte auch nicht fort. Er hoffte immer noch, irgendwann wieder über die Grenze nach Kernei zurückkehren zu können. Nach viel Hin und Her überredeten wir ihn, nach Deutschland auszureisen. Wir stammten nicht aus Bácsalmás und hatten dort auch keinen Besitz, sodass wir keine Perspektive für uns sahen.

Nach Hessen

Im Mai 1946 wurden wir Teil eines Transportzuges, der in das uns völlig unbekanntes Hessen ging. Die Städte, durch die wir mit dem Zug fuhren, waren überall noch ganz kaputt, nichts als Trümmer. Solche Zerstörungen kannten wir von zu Hause überhaupt nicht. Wir waren arme Flüchtlinge und hatten – anders als die ausgewiesenen Ungarndeutschen – fast nichts dabei. Eine kleine Kiste mit zusammengebetteltem Hausrat war alles. Der Zug kam in Wetzlar an. Wir wurden in Griedelbach, einem Dorf in der Nähe, untergebracht. Gleich kamen Bauern, die die Ankommenden wie auf einem Sklavenmarkt betrachteten und sich die Arbeitsfähigen oder die, die Schmalz und Speck dabei hatten, aussuchen wollten. Mich hätte ein Bauer gerne als Magd genommen, aber ich wollte nicht von meinen Eltern weg – und die wollte er nicht aufnehmen.

So blieben wir übrig und wurden in einem Tanzsaal im Wirtshaus von Griedelbach untergebracht. Man hatte Stroh in diesen Tanzsaal geschüttet, und wir bekamen drei amerikanische Militärdecken zum Zudecken. Die Wirtsleute

waren Wilhelm und Louise Georg mit ihren Töchtern Gertrud und Gisela. Außerdem erinnere ich mich an eine Edith Watz und ihren Bruder Oswald, der damals gerade heiratete, eine Ruth. Einer Lina Köster, ebenfalls eine Witwe, war damals im Krankenhaus in Wetzlar ein kleines Kind gestorben. Überall gab es solche „Kriegerwitwen“, wie man damals sagte, und dass der Lina Köster auch noch ihr Kind gestorben war, war natürlich besonders bitter. An eine Milchausgabestelle mit einer Familie Marx erinnere ich mich auch noch.¹⁶

Mein Vater fand in Wetzlar im Kalkbergwerk Arbeit. Er musste jeden Morgen zwei Kilometer zum Bahnhof in Brandoberndorf zu Fuß gehen und dann mit dem Zug fahren. Weil wir keine Uhr besaßen, orientierte er sich immer an den Leuten, die an unserer Unterkunft vorbeikamen und ebenfalls auf dem Weg zum Bahnhof waren. Einmal wurde er durch viele Leute aus dem Schlaf geschreckt und rannte zum Bahnhof – aber er hatte die Zeit verwechselt und war statt frühmorgens spät in der Nacht auf den Bahnhof gekommen. Er kam dann nicht mehr heim, sondern legte sich im Bahnhof auf eine Bank und schlief dort.

In Wetzlar lernten wir auch die Fabrik für die Herkules-Maschinen kennen. Diese Maschinen hatten wir zu Hause in der Batschka in der Landwirtschaft gehabt, aber wir hatten damals keine Ahnung, wo sie hergekommen waren. Meine Mutter arbeitete da und dort als Putzfrau, schließlich landete sie in Wetzlar in einem Judenlager. Das war ein Lager, das die Amerikaner für die Juden eingerichtet hatten, die die KZs überlebt hatten. Diese Juden wollten entweder nach Israel oder in die USA auswandern. Natürlich versorgten die Amerikaner dieses Judenlager besonders gut mit Lebensmitteln, Kleidern usw. Die Juden hatten wohl Mitleid mit meiner Mutter. Ich erinnere mich, dass sie mehrfach von den Juden gebrauchte Unterwäsche geschenkt bekam, die wuschen und flickten wir und waren froh, dass wir überhaupt wieder Unterwäsche hatten. Außerdem kam sie ab und zu mit einem langen Weißbrot aus dem Judenlager, was für uns natürlich etwas ganz Außergewöhnliches war.

Später bekamen wir ein Zimmer bei einer Witwe Stahl. Sie hatte drei Töchter: Toni, Brunhilde und Liselotte. Das Zimmer war sehr eng, zumal damals

¹⁶ Eine freundliche Mitteilung von Wolfgang Diehl, 1. Beigeordneter der Gemeinde Waldsolms, zu der Griedelbach heute gehört, vom 26. Juli 2013 bestätigt alle diese Personen. Etwa die Hälfte von ihnen ist mittlerweile verstorben.



Schwieriger Neuanfang in Deutschland: Johann Stöckl (3. v. l.) als Bauarbeiter im Kreis seiner Kollegen.

– 1948 – auch meine Schwester Nani aus Russland zurückgekommen war und uns in Hessen gefunden hatte. Meine Schwester Lissi kam erst ein Jahr später.

Von Griedelbach aus war ich manchmal mit dem Zug unterwegs. Für Geld bekam man ja wegen der Inflation bis zur Währungsreform 1948 fast nichts mehr, aber die Zugfahrkarten, die konnte man noch mit Geld ganz normal kaufen. Die Züge waren dann fast immer völlig überfüllt, weil Massen von Leuten zum „Hamstern“ und „Organisieren“ unterwegs waren. In den Zügen musste man aber immer aufpassen, dass einem nicht das weggenommen wurde, was man hatte. Viele Mitfahrer stahlen wie die Raben. Einmal hatte ich einen Bezugsschein für Schuhe bekommen. Die waren absolute Mangelware, es gab ja nichts, und wir hatten auch nichts. Mit dem Bezugsschein fuhr ich nach Frankfurt, wo es eine Stelle gab, in der man die Schuhe hätte bekommen sollen. Frankfurt war von den Luftangriffen her noch ein einziges Trümmerfeld. Vor der Stelle, an der es Schuhe gab, war eine riesige Menschenmenge – alle wollten Schuhe. Als ich soweit nach vorne gekommen war, gab es keine Schuhe mehr. Ich fuhr enttäuscht nach Griedelbach zurück. Auf dem Rückweg kam ich aber zu einem Schuhmacher

in Kraftsolms, und bei dem konnte ich für meinen Bezugsschein immerhin lederne Hausschuhe erhalten. Einmal bin ich mit einer meiner Griedelbacher Freundinnen auf einer dieser Bahntouren durch Zufall auch nach Murrhardt gekommen. Ich ahnte noch nicht, dass ich später dorthin ziehen würde.

Meine Schwestern in Russland

Meine beiden Schwestern, die Ende 1944 von den Russen verschleppt worden waren, kamen zusammen mit vielen anderen Donauschwaben nach Stalino im Donezbecken zur Zwangsarbeit. Dort musste Lissi in einem Bergwerk arbeiten. Die sowieso sehr harte Arbeit fiel ihr besonders schwer, weil sie von einer Rippenfellentzündung, die sie als Kind gehabt hatte, einen bleibenden Schaden behalten hatte. Eigentlich ist es ein Wunder, dass sie die Zwangsarbeit überlebt hat. Einmal war sie im Bergwerk sogar verschüttet. Sie war zusammen mit einigen Leidensgenossen in einem Seitenschacht, als der Hauptschacht zusammenbrach. Erst nach Tagen hat man sie gerettet, indem man von oben einen Rettungsschacht hinuntergetrieben hat. Nani musste auf dem Bau arbeiten.

Viele Menschen sind bei der Zwangsarbeit gestorben. Besonders schlimm war die Anfangszeit, in der es zuzug wie in einem KZ. Im Laufe der Jahre milderten sich die Verhältnisse ein wenig, und die Zwangsarbeiter verdienten sogar ein bisschen Geld. Meine Schwestern haben sich aber insbesondere dadurch am Leben gehalten, dass sie im Haushalt von russischen Juden arbeiteten, wo sie einige zusätzliche Lebensmittel bekamen.

Lissi sorgte dafür, dass Nani, die wegen dem dauernden Hunger und der schweren Arbeit ganz heruntergekommen war, mit dem ersten Transport 1948 ausreisen durfte. Lissi hatte sich im Laufe der Zeit etwas Geld verdienen können, mit dem sie den Lageraufseher bestach. Der ließ dann Nani ausreisen. Lissi selbst musste bis 1949 in Stalino bleiben. Obwohl Nani die Größte von uns drei Schwestern war (sie war über 1,70 Meter groß), wog sie nur noch 37 Kilogramm, als sie endlich in Deutschland ankam. Sie war bei ihrer Ankunft auch krank und erholte sich nur ganz allmählich. Russland hat übrigens seinen Zwangs-

arbeitern nie eine Entschädigung gezahlt – so wie umgekehrt Deutschland das gegenüber den russischen Zwangsarbeitern getan hat.

Als wir Nani und Lissi erzählten, was wir in Sombor und in Gakowa und auf der Flucht erlebt hatten, waren sie sehr erschrocken. Sie sagten, dass sie in Russland zwar immer Hunger leiden mussten, aber direkt misshandelt und böswillig schikaniert hätten die Russen die deutschen Zwangsarbeiter eigentlich kaum. Die serbischen Partisanen waren da viel übler gewesen. Der Hunger in Russland allein war aber schlimm genug. Hunderte (wenn nicht Tausende – meine Schwestern konnten das ja nicht zählen) von deutschen Zwangsarbeitern sind an Hunger und Entkräftung in Stalino gestorben. Meine Schwestern erzählten schlimme Dinge, was man aus Verzweiflung alles gegessen hatte. Man hatte Hunde geschlachtet und auf den Wiesen Gras und Grassamen gesammelt und gegessen. Nani war wahrscheinlich auch deshalb so abgemagert, weil sie sich immer geweigert hatte, so etwas zu essen.



Nach Flucht und Verschleppung nach Russland wieder glücklich vereint (v. l. n. r.): Elisabeth (Lissi) Stöckl, Johann Stöckl, Katharina Fritz geb. Stöckl, Elisabeth Stöckl geb. Geisinger und Anna (Nani) Stöckl (Aufnahme aus den 1950er-Jahren).

Von Hessen nach Grab und Murrhardt

Im Mai 1948 kamen wir von Hessen nach Württemberg. Das kam so: In Trauzenbach bei Grab war nach Kriegsende eine Familie Maron aus Bácsalamás gelandet. Von diesen Marons waren aber Verwandte nach Hessen gekommen, und zu diesen wollten die Marons. Wir hatten dagegen erfahren, dass irgendwo bei Backnang die Familie Jauch aus Kernei hängen geblieben war, die wir gut kannten. Zu den Jauchs wollten wir, sodass wir mit den Marons tauschen konnten. Einfach so von Hessen nach Württemberg umziehen, ging nicht. Alles war ja zwangsbewirtschaftet und Wohnraum gab es nicht. Man konnte nur umziehen, wenn man einen Tauschpartner fand.

Von Backnang aus wurden wir in die Gemeinde Grab gebracht. Dort sollten wir bei einer Familie Holch einquartiert werden. Die hatte aber nur einen Raum, der dermaßen verwanzt war, dass wir uns weigerten, dort einzuziehen. Man quartierte uns fürs Erste im Graber Schulhaus auf der Bühne ein. Betten gab es dort nicht, und meine Schwester Nani, die gerade angekommen war, musste krank auf dem Boden liegen. Dr. Berner aus Murrhardt musste geholt werden. Ich weiß



Die Autorin Katharina Fritz geb. Stöckl um 1950.

noch genau, dass er damals 8 DM verlangte. Das war unheimlich viel Geld, wir hatten kurze Zeit zuvor ja erst die 40 DM Kopfgeld bekommen, als im Juni 1948 die neue Währung ausgegeben worden war, die die alte und durch Inflation wertlose Reichsmark ersetzte.

Vom Graber Schulhaus aus kamen wir schließlich zum Ehepaar Schwarz. Das waren zwei alte Leute, die selber keinen Platz hatten. Wir bekamen zwei Zimmer, in denen wir mit einem Sparherd kochten. Die Leute wollten uns loshaben und beantragten, dass ihre Tochter zu ihnen ziehen dürfte. Das wurde auch genehmigt, sodass wir wieder umziehen mussten. Jetzt landeten wir bei Franks in der Sägmühle, wo wir nur ein einziges Zimmer hatten, in dem für fünf Leute – Lissi war inzwischen auch aus Russland heil angekommen – drei Betten standen, davon war eines ein Feldbett, das wir tagsüber zusammenklappten, um etwas Platz zu haben.

In der Anfangszeit hatte man noch da und dort um Lebensmittel gebettelt. Ich erinnere mich noch, dass ich einmal im Rottal unterwegs war, um in einer der Mühlen etwas Mehl zu bekommen. Aber in der Mühle war gerade ein schlimmer Unfall passiert: Eines der Kinder der Müllerfamilie war ins Wasser gefallen und ertrunken – da dachten die verzweifelten Leute natürlich an etwas anderes, als armen Flüchtlingen Mehl zu geben.

Mit den Franks kamen wir eigentlich gut aus. Weil meine Mutter eine so gute Köchin war, musste sie bald für den kleinen Sohn der Familie Frank mitkochen. Die Franks waren derweil arbeiten. Insgesamt war es in Grab eng, aber eines war wichtig: Man musste keine Angst mehr um sein Leben und um seine Angehörigen haben. Das waren schlimme Erinnerungen, die man aus Jugoslawien mit sich herumschleppte. Auch zu essen bekam man nach und nach genug. Hunger hatte man nicht mehr.

Üble Erfahrungen

Eine ganz schlechte Erinnerung habe ich im Zusammenhang mit Lissis Rückkehr an den katholischen Pfarrer Dreßler in Murrhardt. Zu dem gingen wir, weil Lissi völlig abgemagert war, als sie aus Russland kam. Wir hofften, über den Pfarrer und die katholische Kirche eines der Carepakete zu bekommen, die die Amerikaner nach Deutsch-

land schickten. Der Pfarrer, der selber ein heimatvertriebener Schlesier war und der seine schlesischen Landsleute ziemlich gut mit Carepaketen versorgte, fertigte uns recht unfreundlich ab und meinte nur, dass nicht alle Leute ein Carepaket bekommen könnten. Diese Erinnerung ist mir bis heute geblieben, wenn irgendjemand etwas von mir haben will. Uns hat damals auch niemand etwas gegeben, sondern die meisten Leute in Grab und in Murrhardt (und vorher auch in Griedelbach) waren abweisend und unfreundlich. Oft wurde man als „Flüchtling“ beschimpft (Das war unfreundlich gemeint, so im Sinne: „Ihr seid das letzte Gesindel!“) oder es fielen noch viel üblere Schimpfwörter. Daran erinnere ich mich, wenn heute von Ausländerfeindlichkeit die Rede ist. Uns ist es, was Feindseligkeit anging, gewiss viel schlimmer ergangen als den heutigen Ausländern in Deutschland – und was materielle Hilfe anging, ist es uns sowieso um ein Vielfaches schlimmer ergangen. Und es gab niemanden, keine Medien, keine Öffentlichkeit, die sich über die Demütigungen aufgeregt hätte, die wir hinnehmen mussten.

Pfarrer Dreßler war übrigens nicht nur zu uns so abweisend: Die Familie Jauch hatte einen kleinen Sohn, der wegen völliger Unterernährung ins Allgäu in Erholung geschickt werden sollte. Er hatte aber keine Strümpfe und keine Schuhe. Frau Jauch ging zum Pfarrer und bat flehentlich, er möge ihr doch helfen, dass ihr Sohn Strümpfe und Schuhe bekäme. So könne sie ihn doch nicht ins Allgäu schicken. Dreßler fertigte sie genauso unfreundlich ab wie uns.

Am 2. März 1951 geschah etwas Schlimmes. Meine Mutter saß gerade auf einer Bank, als sie aufstand, sich an die Hüfte griff und stark blutete. Sie war angeschossen worden. Draußen hatte jemand mit einem Militärgewehr auf Vögel geschossen, und ein Querschläger war in Richtung des Hauses geflogen, in dem wir wohnten, durchschlug die Wand und traf meine Mutter. Die Kugel besitze ich heute noch. Einen Arzt gab es in Grab nicht. Man holte den Lehrer Kemmer, der im Krieg Sanitäter gewesen war und der nun meine Mutter verband. Dann kam das Rotkreuzauto, und meine Mutter wurde nach Backnang ins Krankenhaus zu Dr. Krische gebracht. Die Heilung verzögerte sich aber, weil sich im Krankenhaus eine gefährliche Blinddarmentzündung einstellte.

Neben der Schussverletzung und der Blinddarmentzündung wurde meine Mutter zeitlebens von üblen Erinnerungen an die schlimmen Monate 1944/45 gequält. Sie hatte immer wieder Alpträume und schrie dann im Schlaf irgend etwas von den Partisanen. Man musste sie dann wecken und ihr sagen, dass keine Partisanen da seien. Heutige Psychologen würden sicher von einem Trauma reden, aber von Psychologen wusste man natürlich nichts und ertrug die Erinnerungen irgendwie.

Arbeit bei Murrhardter Firmen

Ich hatte Arbeit bei der Murrhardter Firma G. bekommen. Das kam so: Ich war arbeitslos und hatte erfahren, dass Herr G. in der Sonne-Post heiratete. Man hatte mir geraten, einfach auf seine Hochzeit zu gehen und zu fragen, ob ich bei ihm anfangen könnte – bei der Hochzeit sei er sicher gut gelaunt und würde nicht Nein sagen. Also ging ich hin und fragte bei Herrn Bofinger, dem Wirt, nach, ob er den Bräutigam nicht zu mir ausschicken könnte. Das tat er auch, und G. meinte, ich könne gleich am Montag bei ihm anfangen.

Jetzt musste ich jeden Tag mit dem Bus von Grab nach Murrhardt fahren. Der Bus war jedes Mal völlig überfüllt. Die Leute standen wie die Sardinen zusammengequetscht im Bus drin. Aber man hatte Arbeit. Einmal hatten wir den Bus verpasst und rannten dann den ganzen Weg von Grab nach Murrhardt (9 Kilometer!), um ja nicht die Arbeit zu versäumen. Ich erinnere mich, dass wir dabei unterwegs eine Horde Wildsäue trafen, vor denen wir ziemlich Angst hatten.

Meine Schwester Nani hatte Arbeit in der Keramikfabrik gefunden (im Gebäude, in dem heute die Murrhardter Stadtkapelle untergebracht ist, ganz in der Nähe der Walterichschule). Später ging sie zur Waagenfabrik Soehnle. Dort arbeitete auch Lissi. Solange ich noch keine 18 war, habe ich 12 Pfennig pro Stunde verdient, dann 21 Pfennig. Das war natürlich wenig, aber es war besser als nichts. Einmal habe ich mit meinem letzten Geld eine Kinovorstellung im „Löwen“ in Grab besucht. Dort kam immer wieder ein Auto mit einer Kino-Vorführeinrichtung vorbei. Im Saal des „Löwen“ wurde dann eine Leinwand aufgehängt, und man konnte in diesem provisorischen

Nr. des Personalausweises

BW 113 / 3495

Behördliche Eintragungen

BUNDESREPUBLIK
DEUTSCHLAND

AUSWEIS
für Vertriebene und Flüchtlinge

A

Nummer des Ausweises

08132 / 10120

Dieser Ausweis gilt nur in Verbindung mit einem gültigen
Personalausweis.

Name (bei Frauen auch Geburtsname)

STÖCKL, geb. GEISINGER

Vornamen (Rufname unterstreichen)

Elisabeth

Geburtsstag 2. Juli 1904

Geburtsort Krnjaja, Jugosl.

(Land, Kreis) Krs. Sombor.

Kinder unter 16 Jahren

Vorname

Geburtsstag

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____

Ständiger Aufenthalt im Bundesgebiet (Berlin-West)

seit: 28. Mai 1946

Wohnort und Wohnung

Murrhardt,

Kaiser-Ludwigstr. 37.

Stöckl Elisabeth

Unterschrift des Inhabers

Backnang, 25. Okt. 1955

Ort

Datum /Ka.

Kreisbeauftragter f. d. Flüchtlingswesen

Ausstellende Behörde



[Handwritten Signature]

Unterschrift

Ausweis für Flüchtlinge und Heimatvertriebene von Elisabeth Stöckl geb. Geisinger aus dem Jahr 1955.

Kino einen Film anschauen. Außerdem war auch regelmäßig Tanz im „Löwen“, bei dem die Söhne der Familie Noller Musik machten.

Bei der Firma G. lernte ich meinen späteren Mann kennen. Ich kündigte aber schließlich bei G., weil ich mit Herrn G. Meinungsverschiedenheiten über die Bezahlung bekam. Er hatte mich zu einer Art Wettbewerb aufgefordert, ob er oder ich schneller montieren könnte. Ich war schneller und er sagte dann, dass ich jetzt mehr Geld bekäme. Als ich dann am Wochenende die Lohntüte bekam – das Geld wurde jedes Mal bar ausbezahlt und war in einer Tüte drin, von einem Girokonto und einer bargeldlosen Überweisung wusste niemand etwas – war aber gleich viel drin. Als das ein paar Mal so weiterging, fragte ich ihn, weshalb ich die versprochene Lohnerhöhung nicht bekäme. Wahrscheinlich hatte G.s Schwester, die in der Lohnbuchhaltung arbeitete, das hintertrieben. Jedenfalls ging ich aufs Arbeitsamt und bekam gleich eine Stelle bei der Firma Soehnle. G. war am Anfang ziemlich beleidigt und telefonierte sogar mit meinem neuen Chef, um mich wieder zurückzubekommen, aber ich war dann schon weg und wollte nicht mehr

zurück zu G. Bei Soehnle habe ich viele Jahre lang gearbeitet, auch noch, als ich ab 1952 verheiratet war.

Nachdem ich gekündigt hatte, hat die Firma G. auch meinen Mann entlassen. Weil er damals Betriebsrat war, wollte er einen Prozess gegen die Firma G. beginnen, unterstützt hat ihn dabei ein Gewerkschafter namens Schwarz. Mein Mann hat dann aber doch nicht prozessiert, weil er bei der Firma Kaelble in Backnang rasch eine besser bezahlte Stelle bekam. Von Kaelble wechselte er nach nicht allzu langer Zeit zur Firma Spintex (heute: Bosch). Zu Spintex ist er auf eine ganz seltsame Weise gekommen. Ein ziemlicher Skandal war der Anlass für den Wechsel: Der Spintex-Mitarbeiter E., der als Mitglied der KPD und der Gewerkschaft eigentlich ein recht bekannter Mann war, betreute die Betriebsbücherei. Dort schloss er sich zusammen mit einer jungen Spintex-Mitarbeiterin ein und wollte sich an ihr vergreifen. Als die laut um Hilfe schrie, wurde er fristlos entlassen. Mein Mann erhielt die Stelle, die bisher E. innegehabt hatte. Bei Spintex bzw. Bosch hat mein Mann dann bis zu seiner Pensionierung gearbeitet.